

Zeitschrift: Schweizerische Kirchenzeitung : Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge
Herausgeber: Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz
Band: 181 (2013)
Heft: 29-30

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 08.08.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Schweizerische Kirchen- Zeitung

CHRISTEN AUF DEM WEG

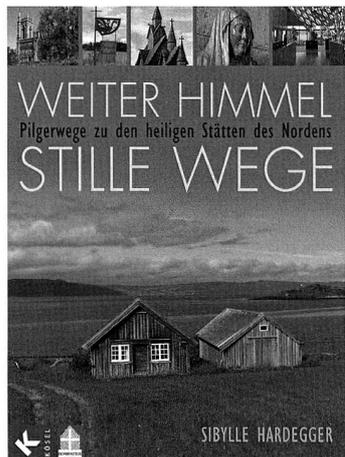
Christinnen und Christen sind grundsätzlich Menschen auf dem Weg, in Bewegung. Das gilt besonders für die Katholikinnen und Katholiken im Norden von Europa, die in Skandinavien nur gerade etwa ein Prozent der Gesamtbevölkerung ausmachen. 80 bis 90 Prozent der Katholiken in Dänemark, Norwegen und Schweden sind Immigranten, die sich auf etwa 100 Nationalitäten verteilen. Sibylle Hardegger, früher Pastoralassistentin, Mitarbeiterin im Pastoralamt des Bistums Basel und Regio-nalleiterin in der Bistumsregion St. Urs, war schon immer vom Wallfahren fasziniert. Das führte zu ihrer gegenwärtigen Tätigkeit in Skandinavien, wo sie im Auftrag des Bonifatiuswerks der deutschen Katholiken ein Pilger-Projekt am Newman-Institut in Uppsala (Schweden) leitet. Sie organisiert und unternimmt Reisen auf den alten nordischen Pilgerwegen zu den heiligen Orten Nordeuropas. Dort findet sie die Katholiken wegen den eingangs erwähnten Voraussetzungen ständig in Bewegung, wörtlich und im übertragenen Sinne.

Diese Bewegungen mit ihren Fixpunkten beschreibt Sibylle Hardegger in einem grafisch schön gestalteten wie inhaltlich ansprechenden Buch, das vor kurzem erschienen ist: *Sibylle Hardegger: Weiter Himmel – stille Wege. Pilgerwege zu den heiligen Stätten des Nordens*. Herausgegeben von Monsignore Georg Austen, Generalsekretär des Bonifatiuswerkes der deutschen

Katholiken. (Kösel-Verlag) München 2013, 191 Seiten, ill.

Ihr früherer Vorgesetzter Kurt Kardinal Koch betont im Geleitwort die Wichtigkeit des Unterwegs-Sein, das ein Ausdruck eines inneren Unterwegs-Seins und der Sehnsucht nach einem guten Ziel der Lebensreise ist. Dass das menschliche Leben als Pilgerschaft in einer Wallfahrt besonders zum Ausdruck kommt und sich Wallfahren in der letzten Zeit wieder besonderer Beliebtheit erfreut, wertet Kardinal Kurt positiv, ebenso, dass das Wallfahren immer ökumenischer wird.

Dies ist besonders in Skandinavien der Fall, was durch das Buch von Sibylle Hardegger deutlich wird. Und sie stellt fest, dass in den wohl am stärksten säkularisierten Ländern Europas die Talsohle der Säkularisierung erreicht ist und die Suchbewegungen nach dem Niedergang des evangelisch geprägten Staatskirchentums in religiösen und spirituellen Fragen zugenommen haben, was auch zu erheblichen Konversionen in die römisch-katholischen Kirche führt. Ihre Erfahrungen, die sich auch im zugleich praktischen wie spirituellen Buch niederschlagen, fasst die Autorin so zusammen: «Ich bin in den Norden gekommen, um die Wallfahrtsorte und Pilgerwege kennenzulernen und sie im deutschsprachigen Raum bekannter zu machen. Ich wurde beschenkt mit facettenreichen Begegnungen und Entdeckungen.» Solche Erfahrungen gibt ihr Buch treffend wieder. *Urban Fink-Wagner*



445
SKANDINAVIEN

446
LESEJAHR

448
SEMINAR
ST. BEAT

453
KIPA-WOCHE

461
HANS JONAS

465
AMTLICHER
TEIL

ZWISCHEN «OBEN» UND «UNTEN»

18. Sonntag im Jahreskreis: Kol 3,1–5,9–11 (Koh 1,2; 2,21–23; Lk 12,13–21)

Die Gemeinde von Kolossae befindet sich in einer Krise, in einer Krise, die seit bald 2000 Jahren andauert: Die Wiederkunft Christi ist angekündigt (Mt 24; 1Kor 15,20–28), doch sie verzögert sich. Die endgültige Erlösung sollte eigentlich unmittelbar bevorstehen, doch nichts deutet darauf hin, im Gegenteil: Die Welt scheint unerlöst denn je. Wie geht der Verfasser des Kolosserbriefes mit diesem Dilemma um, das sich abzuzeichnen beginnt? Welche Orientierungshilfen bietet er Menschen, die in einer unvollkommenen Welt auf die vollständige Realisierung der Erlösung hoffen?

Der Kolosserbrief im jüdischen Kontext

Auf den ersten Blick vertritt der Verfasser des Kolosserbriefes eine sehr pessimistische Weltsicht: Er nutzt räumliche Vorstellungen, «oben» und «unten», um von der himmlischen und der irdischen Welt, um von der erlösten bzw. der unerlösten Welt zu sprechen. Das «Untere», «Irdische» wird dabei negativ bewertet, es stellt die fünf schlechten Eigenschaften dar, welche den Zorn Gottes herbeirufen (Kol 3,5–8): «Unzucht, Unreinheit, schändliche Leidenschaft und die Habsucht, die Götzendienst ist.» Die «himmlischen Eigenschaften» hingegen führen in die Nähe Gottes (Kol 3,12–14): «Herzliches Erbarmen, Freundlichkeit, Demut, Sanftmut, Geduld (...) über alles (...) die Liebe an, die da ist das Band der Vollkommenheit.» Ähnlich wie die frühjüdische Apokalyptik geht der Verfasser des Kolosserbriefes davon aus, dass es bereits jetzt eine zwar noch verborgene himmlische Wirklichkeit gibt, welche die irdische ersetzen wird. Diese beiden Wirklichkeiten existieren nicht zeitlich versetzt, sondern gleichzeitig. Der Apokalyptiker kann bereits im Hier und Jetzt Anteil an dieser himmlischen Welt haben, etwa durch Visionen oder Himmelsreisen. Christlich übersetzt bedeutet dies, dass die Christen bereits jetzt durch die Taufe Anteil an der Erlösung haben, obwohl diese noch nicht vollkommen realisiert ist. Die Grenzen zwischen «oben» und «unten», zwischen himmlischer und irdischer Welt sind also nicht «dicht».

Besonders spannend und relevant für die Zeit der noch nicht vollständig realisierten Erlösung – also der Zeit, in der wir leben – ist dieses Ineinandergreifen von himmlischer und irdischer Welt, das in unserem Text thematisiert wird. Unser Text drückt diese «Schnittstelle» u.a. durch ein Bild aus, nämlich durch das Bild vom An- und Ausziehen von Kleidern. Bereits in Kol 2,11 ist vom «Ablegen des fleischlichen Wesens» die

Rede. Dieses Bild wird in Kol 3,9–14 mehrfach aufgenommen: Die Adressaten des Briefes haben «den alten Menschen» ausgezogen (Kol 3,9), sie haben den «neuen Menschen angezogen» (Kol 3,10), sie sollen «herzliches Erbarmen» sowie die übrigen Tugenden anziehen (Kol 3,12) und über alles «die Liebe, das Band der Vollkommenheit», anlegen.

Kleider schützen bekanntlich nicht nur vor Witterungseinflüssen und Nacktheit, sie drücken auch Identität und Zugehörigkeit aus. Kleider machen eben Leute – nicht nur vor 2000 Jahren in Kolossae, sondern auch heute, man denke nur an die Aufregung rund um das Kopftuch. Kleider als Metapher erscheinen denn auch nicht nur in den übrigen Paulusbriefen (z.B. Röm 13,14; Gal 3,27), sondern sie durchziehen die hebräische Bibel sowie die frühjüdische Literatur wie ein roter Faden. Ein paar Beispiele sollen das illustrieren, wenn auch einige der angeführten Texte wahrscheinlich nach dem Kolosserbrief entstanden sind.

Bereits in der Paradiesgeschichte spielen Kleider eine Rolle: So erkennen Adam und Eva nach dem Verzehr der Frucht vom Baum der Erkenntnis, dass sie nackt sind, und bedecken sich mit Feigenblättern (Gen 3,7). Vor der Vertreibung aus dem Garten Eden fertigt Gott für die beiden neue Kleider aus Tierhäuten (Gen 3,21). Gott gibt den Menschen dadurch einerseits Schutz, macht sie andererseits aber durch die Felle den Tieren ähnlicher, nachdem sie zuvor als Herrscher über die Tiere eingesetzt worden waren (Gen 1,28). Auf jeden Fall markieren diese Kleider einen dramatischen Neubeginn für Adam und Eva. Das Anziehen von Kleidern kann denn auch die Übernahme einer neuen Aufgabe bedeuten: So soll Moses dem sterbenden Aaron die Kleider ausziehen und sie seinem Sohn Eleasar anlegen (Num 20,26). Bereits in der hebräischen Bibel wird der Begriff «Kleid» metaphorisch verwendet. So heisst es in Jes 59,17, dass Gott «Gerechtigkeit anzieht». Das Anziehen von neuen Kleidern kann den Wechsel einer Zugehörigkeit, den Übergang zu einer neuen Gruppe bezeichnen: Im hellenistisch-jüdischen Roman von «Joseph und Aseneth» zieht die Ägypterin Aseneth ein neues Kleid an, um ihren Übertritt ins Judentum zu markieren (JosAs 14,14f.). Im slawischen Henochbuch wechselt Henoch – bevor er ins Paradies aufgenommen wird – zunächst die Kleidung: «Der Herr sagte zu Michael: Nimm Henoch und zieh ihm die irdische Kleidung aus (...) und bekleide ihn mit den Kleidern der Herrlichkeit» (sIHen 22,8). Indem die Kolosser die christlichen Tugenden anziehen, realisieren sie daher – in

den Worten des Henochbuches – ein Stück Paradies in dieser Welt. Einzig das Kleid der Zugehörigkeit zu Christ ist wichtig, andere Kleider und Zugehörigkeiten spielen vor diesem Hintergrund keine Rolle mehr (Kol 3,11).

Aus Kol 3,10 wird aber auch klar, dass dieses «Anlegen des neuen (eigentlich: jungen) Menschen» kein abgeschlossenes Ereignis darstellt – mit der Taufe ist es also nicht getan –, sondern ein Prozess ist: «der erneuert wird hin zur Erkenntnis nach der Massgabe des Urbildes dessen, der ihn erschaffen hat» (Kol 3,10). Trotz Unerlöslichkeit steht die Welt nicht still, Passivität wäre fehl am Platz. Die Unvollkommenheit der Welt soll nicht zu Hoffnungslosigkeit oder Gleichgültigkeit führen, im Gegenteil: Der Verfasser des Kolosserbriefes gibt konkrete Anweisungen, wie sich die Gemeindeglieder zu verhalten haben. Er ist dabei optimistisch: Was er verlangt, kann die Gemeinde erfüllen, die Kolosser haben das Potenzial, ihr Leben im Horizont der himmlischen Verhältnisse zu gestalten.

Heute im Gespräch mit dem Verfasser des Kolosserbriefes

Viele heutige Leserinnen und Leser des Kolosserbriefes stossen sich vermutlich an der wertenden Einteilung in «oben» und «unten», an der Vertröstung auf eine himmlische ewige Welt, welche das Diesseits offenbar automatisch schlechtmacht. Diese Weltsicht stiess denn auch bereits in der Antike auf Kritik: So haben die Rabbinen die Gefahren der apokalyptischen Denkweise gesehen. Anders als in der Apokalyptik wird für die Rabbinen daher die irdische zur realen Welt: So ist es nicht mehr das himmlische Jerusalem, welches das irdische am Ende der Zeiten ersetzen wird, sondern umgekehrt ist es das irdische, welches Vorbild für das himmlische ist (vgl. Midrasch Tanhuma, Pekudê I). Es ist ein Missverständnis, zu meinen, dass eine Orientierung an der «oberen» Welt die «untere» automatisch schlechtmache. Das Hereinnehmen des Paradieses in die jetzige, irdische und vergängliche Welt zeigt gerade, wie wichtig diese irdische Welt auch ist! Es geht nicht um eine Abwendung von der Welt, sondern um ein Hereinziehen der himmlischen Welt in den Alltag – in kleinen Schritten. Der Kolosserbrief macht dazu konkrete Vorschläge. *Simone Rosenkranz*

Dr. phil. Simone Rosenkranz ist nach dem Studium von Judaistik, Islamwissenschaft und Philosophie in Luzern, Basel und Jerusalem als Fachreferentin an der Zentral- und Hochschulbibliothek Luzern sowie als Lehrbeauftragte an der Universität Luzern tätig.

FRÜHER WAR ALLES BESSER?

19. Sonntag im Jahreskreis: Hebräer 11,1–2.8–19 (Weish 18,6–9; Lk 12,32–48 oder 12,35–40)

Früher war alles besser! Ein Ausspruch, den man in Gesprächen oft hört. Es ist eine Nostalgie, die aus der Enttäuschung über das Jetztige genährt wird. Interessant ist, dem nachzuspüren, was dieses «Früher war alles besser» für das Jetzt bedeutet: Ist es nur die Verklärung der alten Zeit, die eine Reise über den Gotthard noch zum Abenteuer machte, während man das heute bequem und rasch durch den Tunnel macht – war dieses Früher besser? Ist es die Sehnsucht nach dem Früher, wo alle noch füreinander Zeit hatten, man sich noch zum Jassen traf und im Verein der Zusammenhalt noch grösser war? Heisst das dann, man kann heute nur noch resignieren, weil Jahr für Jahr alles schlechter wird? Oder liegt in dem Früheren eine Kraft, die einen positiven Blick auf die Zukunft öffnet, eine Vision für das Kommen- de entwirft?

Was in den Schriften steht

Die Verfasserin des Hebräerbriefs schreibt genau für eine solche Phase der Enttäuschung im Jetzt. Die Gemeindeglieder sind müde im Glauben. Sie verfallen in Sünde. Sie sind in Gefahr, dem in Christus angebotenen Heil den Rücken zuzukehren. Die Gemeinde ist nicht von Verfolgung von aussen bedroht, sondern von innen durch ein allgemeines Erlahmen – also ganz aktuell wie heute. Früher war alles besser! – das heisst in der Situation des Hebräerbriefs: Vor wenigen Jahrzehnten, da war der Glaube noch frisch, das Christentum noch interessant, die Hoffnung auf die Wiederkunft Christi noch da. Wie reagiert hier die Verfasserin des Briefes, was schreibt sie in dieser Situation ihrer Gemeinde?

Sie gibt diesem «Früher war alles besser» Recht. Sie macht das aber nicht im engen Sinne, früher vor 10 oder 20 Jahren, sondern sie greift weit aus in eine weltgeschichtliche Dimension. Sie greift zurück auf die Zeit des Volkes Israel und entwickelt daraus die alte Vision des endzeitlichen Zion mit einer neuen Dynamik und Hoffnung auf das himmlische Jerusalem.

Früher war alles besser – die Verfasserin beginnt ihren Argumentationsbogen bei der Schöpfung der Welt, um dies zu erklären: «Aufgrund unseres Glaubens erkennen wir, dass die ganze Welt durch Gottes Wort geschaffen wurde. Das Sichtbare ist also aus dem hervorgegangen, was wir nicht wahrnehmen können» (Hebr 11,3). Den Glauben, der in der Gemeinde aktuell mangelt, definiert sie: «Der Glaube ist die Gestalt dessen, worauf man hofft. Er liefert

den Beweis für eine Wirklichkeit, die nicht sichtbar ist» (Hebr 11,1). Um in eine Zukunft zu gehen, braucht es einen Glauben. Ist der Glaube jetzt nicht genügend da – und das ist ja die Situation –, dann ist natürlich diese Zukunft gefährdet. Um diese Jetzt-Situation zu verändern, den Glauben im Jetzt zu stärken, argumentiert sie mit der Vergangenheit. «Aufgrund ihres Glaubens hat Gott den Alten das gute Zeugnis ausgestellt» (Hebr 11,2).

Nicht nur die Schöpfung, die auch heute noch jeder sehen kann und sich daraus den Glauben an Gott ableiten kann, ist für sie Zeugnis für den Glauben, sondern die Alten, die Erzväter und die Erzmütter. Damit beginnt die Verfasserin nun mit einer langen Aufzählung von Glaubenszeugnissen aus der Geschichte Israels:

Abel ist ein Glaubenszeuge; durch seinen Glauben war sein Opfer besser, und durch seinen Glauben kann er auch im Tod noch zu uns reden (Hebr 11,4 verarbeitet Gen 4,3–8). Henoch ist der nächste grosse Zeuge, dessen Glauben ihn direkt zu Gott brachte, ohne dass er sterben musste (Hebr 11,5–6 verarbeitet Gen 5,24). Noah wird gerühmt, weil er glaubte, ohne zu sehen. «Gott hatte ihm eine Warnung zukommen lassen vor dem, was noch gar nicht zu sehen war. Und Noach gehorchte voll Ehrfurcht vor Gott» (Hebr 11,7 fasst Gen 7–9 zusammen).

Abraham – hier setzt die liturgische Lesung den Text wieder fort – wird ausführlicher behandelt. Sein Wegziehen wird als grosse Glaubenstat gewertet. «Er zog fort an einen Ort, den er als Erbbesitz bekommen sollte. Und er zog fort, ohne zu wissen, wohin er kommen würde» (Hebr 11,8 nach Gen 12,1–4). Wie bei Noach ist auch bei Abraham der Punkt, dass er handelt, ohne den wahren Grund seines Handelns schon sehen und erkennen zu können. Genau das ist ja Glaube gemäss der Definition in Hebr 11,1: «Er liefert den Beweis für eine Wirklichkeit, die nicht sichtbar ist.» Dieses Warten auf etwas, das man nicht sieht, wird fortgeführt: «Abraham wohnte in Zelten zusammen mit Isaak und Jakob, die Miterben seiner Verheissung waren. Er wartete nämlich auf die Stadt, die auf festen Grundsteinen erbaut ist – die Stadt, deren Planer und Gründer Gott selbst ist» (Hebr 11,9–10). Spannend ist, dass die Verfasserin hier die Überlieferung nicht gemäss der Tora wiedergibt. Abraham stirbt in Gen 25,8, und sein Grosskind Jakob wird erst danach (Gen 25,26) geboren. Abraham und Jakob haben nicht gemeinsam

in Zelten gewohnt. Diese Abänderung der Vorlage zeigt an, dass die gemeinte Aussage wichtiger ist als die Details, die ohnehin jeder kennt: Als Träger der Verheissung haben Abraham, Isaak und Jakob auf die «Stadt» gewartet – auch das ist natürlich nicht in der Tora überliefert. Die Erwartung einer himmlischen Stadt gehört in die eschatologische Vorstellungswelt. Jesaja verwendet dieses Bild (z.B. Jes 1,26: «Dann wird man dich die Burg der Gerechtigkeit nennen, die treue Stadt» oder Jes 45,13 als reale politische Vision: «Er baut meine Stadt wieder auf»). Aber auch sonst ist die Stadt, die direkt von Gott kommt, eine bekannte Vorstellung (z.B. Tob 13,10.17; Sir 51,12).

Nachdem auch Saras Vertrauen auf das «Unmögliche», im hohen Alter noch Mutter zu werden (Hebr 11,11), genannt ist – und die Verfasserin übergeht dabei, dass Sara ungläubig lacht (Gen 18,12) –, ist der Kern der Argumentation das Fremdsein, das Suchen nach der Heimat, was in der Argumentationskette (Hebr 11,13–16) zum Beweis für die Existenz einer himmlischen Heimat führt. Diese Stadt existiert schon: «Denn Gott hat für sie eine Stadt vorbereitet» (Hebr 11,16) – im Griechischen Aorist, Vergangenheit, das war Früher!

Mit der Verfasserin des Hebräerbriefs im Gespräch

Was mit dieser Stadt an Hoffnungen und Aussagen verbunden ist, schreibt die Verfasserin detaillierter in Kapitel 12 (Hebr 12,22). Dazu dann mehr in der Auslegung zum 22. Sonntag im Jahreskreis. Hier in Kapitel 11 geht es um den Rückgriff auf Früher. Da war nicht alles besser, aber da haben die Menschen – so der Argumentationsgang – in den schwierigen Situationen auf Zukünftiges vertraut. Der Blick zurück wird dann fruchtbar und Gewinn bringend – und das gilt für uns heute auch in Alltagssituationen –, wenn daraus eine Vision und Hoffnung für die Zukunft entstehen. Die Verfasserin zeigt uns, dass die Zukunftsvision früher schon diese «Stadt» war, diese Stadt, die seit ganz früh existiert. Im Glauben an Jesus Christus ist es der Gemeinde möglich, bereits jetzt in der Gegenwart der noch unerlösten Welt an diesem Verheissungsgut teilzuhaben: die himmlische Stadt, in der das Reich Gottes unmittelbar anbricht. *Winfried Bader*

Dr. Winfried Bader ist Alttestamentler, war Lektor bei der Deutschen Bibelgesellschaft und Programmleiter beim Verlag Katholisches Bibelwerk in Stuttgart und arbeitet nun als Pastoralassistent in Sursee.

DAS SEMINAR ST. BEAT IN LUZERN 1959–2013

PRIESTER-
SEMINAR

Zwischen Neubau und radikaler Verkleinerung

1. Die Erschütterung im Jahre 1959

Im Jahre 1959 ereignete sich eine grosse und tiefgreifende Erschütterung im alten Priesterseminar St. Beat hinter der Hofkirche. Anlässlich der traditionellen Exerzitien geschah ein Disziplinarkonflikt unter den Studierenden. Im Verlaufe der Exerzitien, die vom 7. bis 15. Januar stattfanden, wurden drei Seminaristen, die einzelne Vorträge geschwänzt hatten, bestraft. Bei ihnen hatte Regens Ernst Simonett schon längere Zeit Zweifel an ihrer Berufung. Bischof Franziskus von Streng entliess zwei der drei Seminaristen ganz. Beim dritten wurde ein Studienunterbruch, d. h. ein Bewährungsjahr, angeordnet.

Nachdem die Studierenden Rekurs bei der Regierung eingelegt hatten, kam es zu einer Konferenz zwischen dem Kanton Luzern als Träger der Theologischen Fakultät und der Leitung des diözesanen Seminars. Dabei wurde folgender Kompromiss erzielt: Zwei von den drei gemassregelten Studierenden konnten weiterhin die Fakultät besuchen und ihre Abschlussexamen ablegen. Sie wurden aber aus dem Klerikerstand der Diözese entlassen.

Dieser Disziplinarfall hatte weit reichende personelle Konsequenzen für das Seminar. Auf Wunsch des Bischofs traf am 20./21. Mai 1959 der Apostolische Visitor aus Rom, P. Augustin Mayer OSB,

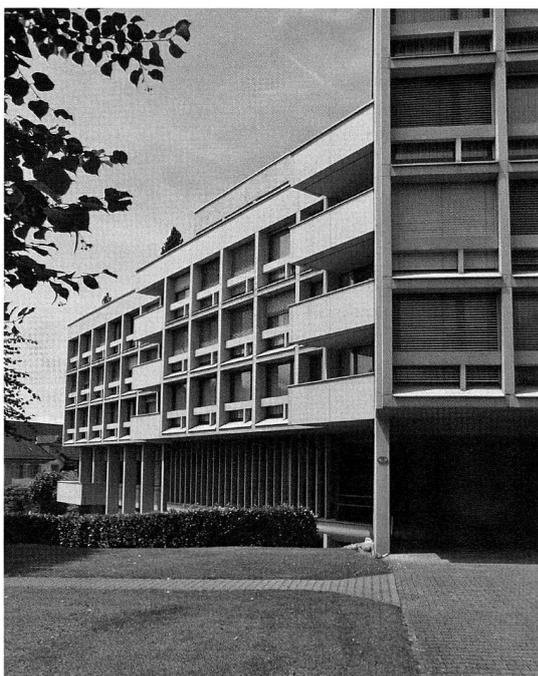
in Luzern ein. Er hatte sich vor allem über das Verhältnis von Seminar und Fakultät ins Bild zu setzen und die Entlassungen vom Januar zu begutachten. Die Konsequenzen aus dieser römischen Visitation waren äusserst hart: Regens Simonett wurde auf Ende des Studienjahres entlassen. Auch der Subregens und der Spiritual verloren ihre Posten, und dem Rektor der Fakultät wurde die Venia legendi entzogen. Es wurde also Tabula rasa gemacht.¹

2. Das bisherige Seminarkonzept wird in Frage gestellt

Seit dem Ende des 19. Jahrhunderts war die Theologische Lehranstalt Luzern im neu errichteten Priesterseminar St. Beat untergebracht. Zwei unabhängige Institutionen, das private bischöfliche Seminar als Wohnheim und die staatliche Theologische Lehranstalt, gingen eine enge Symbiose ein. Diese räumliche Verbindung von zwei an und für sich unabhängigen Institutionen hatte jahrzehntelang reibungslos funktioniert. Inzwischen war allerdings das Gewicht der Fakultät gewachsen. Als staatliche Ausbildungsstätte sollte sie grundsätzlich nicht nur von Seminaristen, sondern von allen Interessierten besucht werden können, was damals allerdings nicht der Fall war.

Das «Erdbeben» von 1959 erschütterte diese Konstruktion gründlich. Bischof von Streng suchte einen neuen Regens (Seminarleiter) für Luzern und fand ihn in der Person von Spiritual Emil Specker im Seminar von Solothurn. Der neue Mann erhielt vom Bischof die Aufgabe, die Vorbereitung für eine neue Seminarkonzeption an die Hand zu nehmen. Zwei Jahre später, am 21. Dezember 1961, unterbreitete Regens Specker den Domherren verschiedene Punkte zur Überlegung, so etwa: – Braucht die Diözese Basel zwei Seminarien? – Sollen in Zukunft Seminar und Fakultät getrennt oder wie bisher unter dem gleichen Dach geführt werden?

Die Diözese Basel leistet sich damals den Luxus, über zwei Seminarien zu verfügen, einerseits über das gewöhnliche Priesterseminar in Luzern und andererseits über das sog. Ordinandenseminar in Solothurn für das letzte Ausbildungsjahr. Diese Aufteilung ging auf die Zwanzigerjahre zurück und hatte ihren Grund in den grossen Seminaristenzahlen. Es fanden nicht mehr alle Seminaristen im Priesterseminar in Luzern Platz. Als sich für Bischof Josef Ambühl 1928 die Gelegenheit bot, das am östlichen



Das bisherige Seminar St. Beat an der Adligenswilerstrasse.

Der promovierte Historiker Alois Steiner lehrte am Zentralschweizerischen Technikum (heute Hochschule Luzern) und an der Universität Freiburg (CH).

¹ Vgl. Alois Steiner: 125 Jahre Priesterseminar des Bistums Basel St. Beat. Luzern 2003, 67f.

Stadtrand von Solothurn gelegene Schloss Steinbrugg zu erwerben, griff er zu. Frau Ernestine von Glutz-Ruchti liess dem Bischof durch ihren Notar das Anwesen antragen. Schliesslich fassten Bischof und Domkapitel den Beschluss, den direkt dem bischöflichen Palais gegenüberliegenden Grundbesitz für den Ordinandenkurs zu erwerben.

In Luzern erwuchs dem Vorhaben Opposition. Man fürchtete um den Verbleib des Seminars in Luzern. Aber der Bischof argumentierte, dass durch die Verlegung des Ordinandenkurses nach Solothurn der Ausbau des Theologiestudiums in Luzern auf vier Jahre ermöglicht werde. Dieser Ausbau war die Voraussetzung, dass nach der Apostolischen Visitation von 1935 die theologische Lehranstalt eine bedeutende Aufwertung erfuhr: Rom gewährte ihr am 24. Januar 1938 ganz offiziell den Titel «Theologische Fakultät». Regens Specker beantragte dem Domkapitel, das Studium der Fakultätsfrage an die Hand zu nehmen: Es sei Pflicht des Staates Luzern, ein eigenes Fakultätsgebäude zu errichten. Es müssten also Verhandlungen mit dem Kanton Luzern aufgenommen werden.²

3. Die Universitätsfrage in Luzern wird aktuell

Am 12. Oktober 1958 hielt Josef Vital Kopp, Kantonschullehrer für Latein und Griechisch und als Romanautor eine anerkannte Autorität im Zentralschweizer Kulturleben, vor dem Hochschulverein der Universität Freiburg i. Ue. in Luzern einen Vortrag über «Bildungsprobleme der Innerschweiz». Er rief nicht nur das in Vergessenheit geratene Projekt der «Universitas Benedictina Lucernensis» von 1919 bis 1921 in Erinnerung, sondern stellte auch einige kritische Überlegungen zur Inferiorität der Innerschweizer in der wissenschaftlich-technischen Berufswelt an und forderte kühn die Errichtung einer Universität in Luzern.

Dieser Stein, ins Wasser geworfen, zog Kreise. Bereits am 29. Januar 1962 reichte Grossrat Felix Wili aus Hitzkirch mit Gesinnungsfreunden aus der CVP (damals Konservative Volkspartei) eine Motion ein. Der parlamentarische Vorstoss verlangte die Überprüfung der Frage, ob nicht zur «Krönung all der schulischen Werke unseres Kantons» eine Universität Luzern ins Leben gerufen werden sollte, die mit der Innerschweiz über das nötige Hinterland verfügen würde.

Am 6. März erklärte der Grosse Rat die Motion Wili schliesslich mit grosser Mehrheit für erheblich und überwies sie dem Regierungsrat. Die historische Bedeutung dieses Vorstosses lag darin, dass die Regierung erstmals vom Parlament den Auftrag erhielt, die Bedürfnisfrage und konkrete Umsetzung einer Universitätsgründung in Luzern abzuklären.³

4. Neubaupläne für das Seminar St. Beat

Zu gleicher Zeit reiften die Neubaupläne für das neue Seminargebäude. Allgemein herrschte die Meinung vor, Fakultät und Seminar zu trennen. Die Kantonsregierung anerkannte ihre Verpflichtung, Räumlichkeiten für die Fakultät zu schaffen, und bestätigte diese Verpflichtung dem bischöflichen Ordinariat gegenüber. Nachdem der Beschluss zum Neubau des Priesterseminars am gleichen Ort getroffen war, erteilte die Stiftung St. Beat Projektaufträge an sechs Architekten. Als Sieger ging das Projekt «Augustinus» des jungen Architekten Walter Rüssli, dipl. Arch. SIA, Luzern, hervor. Regens während der Bauzeit von 1969 bis 1971 war Dr. Otto Moosbrugger (1928–2000). Er leitete das Priesterseminar von 1968 bis 1978.⁴

5. Das Leben im neuen Seminargebäude

Am 23. April 1972 konnte das neue Seminar St. Beat durch Bischof Anton Hänggi eingeweiht werden. Im Neubau ist der Wohnbereich von der Idee der Gruppe her gestaltet. Sechs Studentenzimmer bilden zusammen mit dem Gruppenzimmer eine Wohneinheit. In den Studienjahren bis zum Diplom wohnen die Studentengruppen, gemischt nach Alter, Ausbildungsweg und Herkunft. Diese Wohnform will menschliche Eigenschaften fördern helfen, die im kirchlichen Dienst von grosser Bedeutung sind: Kontaktfähigkeit, Offenheit, Gesprächsbereitschaft, Rücksichtnahme und Teamfähigkeit.

Es ist nicht zu bestreiten, dass sich im Gefolge des Zweiten Vatikanischen Konzils (1962–1965) zum Teil erhebliche Veränderungen ergaben:

- weg von einem traditionellen Priesterseminar;
- Aufnahme von Laientheologen;
- Aufnahme von Theologiestudentinnen.

Diese markanten Veränderungen blieben einer kritischen Öffentlichkeit nicht verborgen. Kurz nach der Eröffnung am 15. Februar 1973 richtete die Zeitung «Timor Domini» scharfe Angriffe gegen das neue Seminar. Der Artikel kritisierte in erster Linie die Tatsache, dass im gleichen Haus Priesteramtskandidaten und künftige Laientheologen gemeinsam ausgebildet würden. Die Zeitung erkannte darin einen schweren Nachteil für die zölibatäre Priesterausbildung: Der Schwund von Priesterberufungen werde durch diesen Typ Seminar gefördert; denn «die meisten Studenten hoffen, der Priesterzölibat werde in nächster Zeit abgeschafft. Regens Moosbrugger bestärkte angeblich die Studierenden in dieser Haltung usw.».

Die Reaktion von Bischof Hänggi und Regens Moosbrugger liess nicht auf sich warten. Der Bischof verwahrte sich in aller Form gegen die Tendenz des Artikels, der in wesentlichen Belangen falsch und irreführend sei; mit solch unsachlicher Information

PRIESTER-
SEMINAR

² Ebd., 71 ff.

³ Vgl. Aram Mattioli/Markus Ries: «Eine höhere Bildung thut in unserem Vaterlande Noth». Steinige Wege vom Jesuitenkollegium zur Hochschule Luzern. Zürich 2000, 84, 92 (dort weitere Literatur).

⁴ Steiner, Priesterseminar (wie Anm. 1), 81.

werde unter den Gläubigen Unsicherheit und Verwirrung angerichtet. Es sei heute wahrhaft nötiger, alle Kräfte für den Dienst an der Einheit in der Kirche aufzuwenden als Zwietracht zu säen und bewusst oder unbewusst die Polarisierung zu fördern.⁵

6. Orientierung aller Diözesanpriester über das neue Seminarkonzept

Bischof Hänggi orientierte auf Pfingsten 1971 alle Diözesanpriester ausführlich über das neue Konzept des Priesterseminars, und er bat seine Mitbrüder, die Sorgen um die Priesterausbildung mitzutragen durch Interesse, Verständnis für die anstehenden Probleme und Schwierigkeiten, und er bat sie vor allem um ihr Gebet. Zugleich orientierte Regens Moosbrugger über das Priesterseminar und die Zahl der Theologiestudierenden in Luzern und an auswärtigen Studienorten.

Er rechnete in Zukunft mit einer eher sinkenden Zahl von Priesteramtskandidaten und dafür mit einer steigenden Tendenz bei den Laientheologen. Rektor Furger berichtete über den neu konzipierten Studiengang an der Fakultät.⁶

7. Stürme im Schweizer Katholizismus nach 1960

Seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil erschütterten immer wieder schwere Stürme die Kirche in der Schweiz. Mitten in der Konzilszeit, 1963, erregte ein Vorfall die Gläubigen in der Schweiz. Das Stadttheater Basel führte ein Stück des noch wenig bekannten Schriftstellers Rolf Hochhuth, «Der Stellvertreter», auf. Darin wird die Haltung der römischen Kirche und Pius' XII. scharf kritisiert, weil dieser gegen die Verfolgung und Ermordung von Juden angeblich nicht öffentlich protestiert habe.

Eine ungeheure Erregung entstand. Ungezählte Zeitungsartikel und Leserbriefe zeugten von der geladenen Atmosphäre. Die Demonstrationen gegen Hochhuth vereinigten zum letzten Mal das gesamte katholische Milieu hinter dem Papst, von der Presse über die Vereine bis zum Klerus und den Politikern. Aber schon bald wurde diese einhellige Meinung durch eine Autoritätskrise abgelöst, verursacht durch das päpstliche Rundschreiben Pauls VI. «Humanae vitae» im Jahre 1968. Das Lehrschreiben enthielt Weisungen zur Geburtenregelung und griff tief in den Bereich der persönlichen Sexualmoral ein. Im Anschluss an die Einführung der Anti-Baby-Pille hatte sich ein Klima sexueller Freiheit ausgebreitet, gegen das die Kirche mit ihren Sexualvorschriften kein Bremsmittel mehr fand. Die Autorität der Kirche wurde untergraben.

Westliche Bischofskonferenzen suchten die ausgelöste Autoritätskrise dadurch abzufangen, dass sie auf das Gewissen als letzte Instanz sittlicher Entscheidungen verwiesen. Die Jesuiten um die Zeit-

schrift «Orientierung» in Zürich äusserten Kritik an der Enzyklika und befürchteten schon 1968 eine Abwanderung von Priesteramtskandidaten in andere Berufe. Es war das Jahr der Studentenunruhen 1968.

Kurze Zeit später ereignete sich in der Westschweiz der Fall Lefebvre und Ecône. Der französische Bischof Marcel Lefebvre, der sich schon während des Konzils gegen das «Aggiornamento» der Kirche gewehrt hatte, verlangte eine Kirche, wie sie seiner Meinung nach immer war. Er wehrte sich gegen eine Betonung des Ortskirchen-Prinzips. Er verliess Frankreich, suchte in Freiburg bei Bischof Charrière Anschluss, der ihm half, in der Westschweiz eine Niederlassung zu finden. In Ecône (Unterwallis) gründete er ein sog. «vorkonziliäres» Seminar, das den Katholizismus nur bis 1962 anerkannte. Als er 1988 ohne päpstliche Erlaubnis vier Priester zu Bischöfen weihte, zog das die automatische Exkommunikation nach sich.

Kurz nach «Humanae vitae» erschütterte der Fall Pfürtner ab 1971 die katholische Schweiz. Der an der Universität Freiburg lehrende Dominikanerpater Stephan Pfürtner vertrat im Rahmen einer Volksmission in Bern die Theorie, dass ein Verbot der vorehelichen Sexualität nicht absolut sei. Der Fall entwickelte eine ungeahnte Dynamik. Es ging letztlich um die Frage, ob und inwieweit sich die Lehrfreiheit in der Theologie als Wissenschaft und die Lehrautorität der Kirche miteinander vertragen. Wie der Schweizerische Katholische Volksverein in einem Schreiben an die Glaubenskongregation 1974 betonte, hätten die jungen Theologen, die sich in den Dienst der Kirche stellen wollten, am betroffenensten reagiert. Weitere Konflikte erschütterten die katholische Schweiz. Als am 10. Dezember 1979 die römische Glaubenskongregation dem Theologen Hans Küng von Sursee in Tübingen die Lehrerlaubnis entzog, waren die folgenden Weihnachtstage erfüllt von Protesterklärungen und Demonstrationen. Die Identifikation mit Küng war deshalb besonders gross, weil er es verstanden hatte, theologische Fragen und Zusammenhänge auch in verständlicher Sprache zu vermitteln. Küng schied aus der Theologischen Fakultät der Universität Tübingen aus, verblieb aber als freier Professor mit einem eigenen Institut an der Universität.

Ende der Achtzigerjahre brach im Bistum Chur der Fall Wolfgang Haas aus. 1988 ernannte Papst Johannes Paul II. den erklärt konservativen Kanzler des Churer Ordinariats zum Weihbischof der Diözese Chur mit dem Recht der Nachfolge. Es folgten unruhige Jahre des Protestes. Erst mit der Transferierung von Wolfgang Haas auf den neu geschaffenen erzbischöflichen Sitz Vaduz (Liechtenstein) konnte die schwere Krise gelöst werden.

Die Fälle Lefebvre, Pfürtner, Küng und Haas erschütterten ab 1968 den Schweizer Katholizismus und beunruhigten die Gläubigen aus verschiedenen

⁵ Ebd., 94.

⁶ Ebd., 97f.

Beweggründen und trugen massgeblich zur wachsenden Entfremdung der Gläubigen gegenüber der Kirche bei.

8. Höhepunkte im neuen St. Beat

Zwei markante Höhepunkte stechen aus der Zeit des Neubaus hervor: der Papstbesuch im Jahre 1984 und das 125-Jahr-Jubiläum des Priesterseminars 2003.

Im Studienjahr 1983/1984 erlebte das neue Priesterseminar den Pastoralbesuch von Papst Johannes Paul II. in der Schweiz. Auf seiner Reise weilte der Papst am 16. Juni 1984 zum Mittagessen und zur anschliessenden Siesta im Seminar. Dabei begrüsst er die Gäste des Diözesanbischofs Otto Wüst, darunter die Regierungen von Kanton und Stadt Luzern. Das Mittagessen nahm er in kleinem Kreis mit Kardinal Agostino Casaroli und den Bischöfen Otto Wüst (Basel), Othmar Mäder (St. Gallen), Johannes Vonderach (Chur) und Weihbischof Joseph Candioli (Basel) ein. Nach einer kurzen Siesta begab sich Johannes Paul II. mit dem Helikopter auf die Luzerner Allmend zum grossen Gottesdienst. In der Kapelle des Seminars wurde am 13. Dezember 1984 eine Gedenktafel eingeweiht, die an den Papstbesuch erinnert. Der Luzerner Künstler Franco Annoni hat sie in Bronze geschaffen.

Ein weiterer (letzter?) Höhepunkt fand im Jahre 2003 statt, als das Jubiläum «125 Jahre Priesterseminar St. Beat» gefeiert wurde. Im Winterhalbjahr 2003/04 fanden verschiedene Veranstaltungen statt. Eine Vernissage eröffnete am 20. Oktober 2003 das Jubiläum. Dabei hielt Architekt Walter Rüssli einen Rückblick auf den Neubau; zugleich fand eine Ausstellung mit Holzfiguren von Matthias Maeder in und vor dem Seminargebäude statt. Eine Woche später, am Samstag, 25. Oktober, gab es einen Tag der offenen Türe. Zu Beginn des neuen Jahres veranstaltete der Freundeskreis eine spezielle Veranstaltung mit einem Vortrag des Historikers Alois Steiner, der auf das Jubiläum hin die Festschrift «125 Jahre Priesterseminar St. Beat von seiner Gründung bis zur Gegenwart 1878–2003» geschrieben hatte. Und im Monat März fanden in der Jesuitenkirche Luzern die Fastenvorträge zum Thema «Berufung» statt. Das Jubiläum endete am 28. Oktober 2004 mit einem Festakt in der Hofkirche mit Bischof Kurt Koch und anschliessender Begegnung.

9. Radikaler Entscheid des Bistums Basel

Im Sommer 2012 entschloss sich Bischof Felix Gmür angesichts der konstant tiefen Zahl von Theologiestudierenden, das bisherige Gebäude des Priesterseminars St. Beat auf Sommer 2013 aufzugeben und eine radikale Verkleinerung des Priesterseminars vorzunehmen. Grund für diesen Aufsehen erregenden Entscheid war die radikale Unterbelegung. Von

den rund 80 Zimmern waren nur 3 von Priesteramtskandidaten und von 11 Theologiestudierenden besetzt. Kurz, das Seminar entspricht in seiner Grösse nicht mehr den heutigen Bedürfnissen.

Bischof Felix Gmür führt das Seminar des Bistums Basel aber weiterhin in Luzern, weil hier mit der Theologischen Fakultät, eingebettet in die Universität, ein sehr wichtiger Ausbildungsort gepflegt wird. Das Priesterseminar führt er zukünftig mit mehreren Wohngemeinschaften je nach Bedarf an verschiedenen Standorten in der Stadt Luzern. Auf der Suche nach neuen Standorten hatte der Bischof mit dem Chorherrenstift St. Leodegar Kontakt aufgenommen. Ab Sommer 2013 wird das Chorherrenhaus an der Adligenswilerstrasse 13 zum neuen Standort des Priesterseminars des Bistums Basel. Es bietet neben den allgemeinen Räumen mindestens sechs Zimmer für Priesteramtskandidaten und für Theologiestudenten, die bereit sind, das Leben der Seminargemeinschaft mitzutragen.

10. Rückkehr zum Ursprung

Ein eigenartiger Zufall (oder Fügung) ergibt sich mit dem neuen Standort des reduzierten Priesterseminars St. Beat. Das Chorherrenhaus Adligenswilerstrasse 13, neuer Sitz des Priesterseminars ab Herbst 2013, liegt kaum 50 Meter vom «Zinggenhüsli» an der Zinggentorstrasse 2 entfernt. Dort hatte Bischof Eugène Lachat im Jahre 1878, fünf Jahre nach seiner Vertreibung aus Solothurn, im Kulturkampf sein provisorisches Priesterseminar eingerichtet. Er mietete zu diesem Zweck ein der Familie Pfyffer von Altshofen gehörendes Haus, damals Dépendence des Hotels National. Und so schliesst sich der Kreis; 1878 und 2013 als wichtige Eckdaten in der Geschichte des Priesterseminars der Diözese Basel.

Alois Steiner



Das neue Seminar St. Beat ein paar Meter vom alten entfernt.

PRIESTER-
SEMINAR

PRIESTER-
SEMINAR

«Seminar St. Beat Adieu»
Das Luzerner Priesterseminar im Wandel der Zeit

Am 27. Juni 2013 fanden sich mehr als einhundert Gäste im Seminar St. Beat ein. Bischof Felix Gmür hatte zur Feier «St. Beat Adieu» eingeladen. An der Adligenswilerstrasse 15 wurde seit über 40 Jahren das Priesterseminar der Diözese Basel betrieben. Studierende, Mitarbeitende, die Ingenbohler Schwestern, das Professorium, ehemalige Regenten und Spirituale, der Bischofsrat sowie weitere Gäste hatten sich zu diesem Moment des Dankes, des Rückblicks und der Verabschiedung eingefunden.



Bischof Felix dankt den treuen Ingenbohler Schwestern.

Wer die Seminarentwicklung in den vergangenen fünfzehn Jahren verfolgt hat, für den kam es nicht aus heiterem Himmel, als Bischof Felix Gmür am 31. August 2012 die Entscheidung bekannt gab, dass das Seminargebäude im Sommer 2013 aufgegeben wird und ab Juni 2014, nach einer Renovation, als Hauptsitz an die Caritas Schweiz vermietet wird. Die Ursachen dieses Wandels sind hinlänglich bekannt. Sie liegen in der abnehmenden Zahl der Bistumsstudierenden, in den veränderten Lebensgewohnheiten heutiger Studierender und nicht zuletzt in den finanziellen Engpässen des Bistums. Es ist ein mutiger Schritt, hinauszugehen, alte Pfade zu verlassen, neue Wege zu beschreiten und sich auf etwas bescheidenere und kleinere Verhältnisse einzulassen. «Oser le neuf», das Neue wagen, so lautet das Motto dieses Wagnisses. Die grossmehrheitlich positiven Reaktionen auf die Entscheidung des Bischofs bestätigen, dass die Richtung stimmt, auch wenn Fragen offen bleiben und das neue Seminar mit seinen sechs Standorten in der Stadt Luzern zuerst in Gang kommen muss. Die Bistumsleitung bezeugt mit diesem Schritt die Bereitschaft, auch in den eigenen Reihen einschneidende Veränderungen vorzunehmen, um so jene zu ermutigen, denen in den Pastoralräumen und anderswo ähnliche Prozesse der Konzentration zugemutet werden. Dass von der Betriebsschliessung treue und verdiente Mitarbeitende betroffen sind, ist eine schmerzliche Seite dieser Veränderung. Eine frühzeitige Information über einschneidende Massnahmen half, reichlich Zeit für eine Neuorientierung einzuräumen, so dass die meisten

Mitarbeitenden eine Anschlusslösung gefunden haben.

In der Verabschiedungsfeier wurde das Wirken von elf Mitarbeitenden und fünf Ingenbohler Schwestern herzlich verdankt und mit persönlichen Worten gewürdigt. Einzelne unter ihnen hatten während Jahrzehnten für das Seminar gearbeitet. Die Ingenbohler Schwestern wirkten gar seit 135 Jahren ununterbrochen im Dienste des Luzerner Seminars. Alles in allem war es aber keine Abdankungsfeier, wie eine Teilnehmerin treffend bemerkte, sondern wirklich ein Einfahren von Ernte, ein Dank für das gemeinsame und geteilte Leben.

Über 40 Jahre hat dieser Bau seiner Zweckbestimmung als Priesterseminar und diözesane Ausbildungsstätte gedient. Viele haben hier prägende Erfahrungen mit der Kirche gemacht, ihre eigene Berufung geklärt, Lebensentscheidungen getroffen, eine Einführung in den pastoralen Dienst erfahren oder an einer Weiterbildung, z. B. am Vierwochenkurs, teilgenommen. Im Seminar sind Bekanntschaften und Freundschaften fürs Leben geschlossen worden. Das alles erfüllt mit Dankbarkeit. Das deutsche Wort «aufheben» hat eine für diese Situation schöne Doppelbedeutung. Aufheben heisst: Es wird etwas nicht mehr geben, was vorher da war. Aufheben heisst aber auch: Ich hebe etwas auf, ich bewahre es auf, ich lege es zur Seite, damit nichts verloren geht. Das heisst, es ist nichts umsonst gewesen. Alles was im Seminar erlebt, gefeiert, gelernt, studiert und diskutiert wurde, ist aufbewahrt im Strom der Geschichte, verzeichnet im Buch des Lebens, aufgehoben im Reich Gottes.

Und wie geht es mit dem Priesterseminar weiter? Im Chorherrenhaus an der Adligenswilerstrasse 13 werden zukünftig die Priesteramtskandidaten leben. Auch der Regens wird dort sein Büro und Sprechzimmer einrichten. Die Verantwortlichen für die Ausbildung haben ihre Büros in einem weiteren Chorherrenhaus in der Nähe. Als Seminarkirche dient die Mariahilfkirche im Museggquartier, wo ebenfalls die Räume für die Veranstaltungen der Begleitung aller Bistumsstudierenden stattfinden. Die Berufseinführung wird inskünftig im Haus Bruchmatt in Luzern und im Centre St-François in Delsberg angesiedelt. Das Priesterseminar des Bistums Basel kennt seit seinen Anfängen keine geradlinige Entwicklung. Immer wieder musste aus verschiedenen Gründen neu begonnen werden. Dies ist auch jetzt nach vierzigjähriger Konstanz wieder der Fall. Damit die neuen Mauern vom Geist Gottes durchweht werden und an diesen Stätten Theologiestudierende vor allem eine gute Vorbereitung auf den pastoralen Dienst für die Menschen von heute erhalten, sind wir neben professioneller Arbeit auch auf das Gebet und die Unterstützung der Gläubigen angewiesen. Darum bitte ich herzlich.

Regens Thomas Ruckstuhl

Im Alltag beginnt die Versöhnung

Die katholische Gemeinschaft Chemin Neuf fasst auch in der Schweiz Fuss

Von Josef Bossart

Zürich. – Sie sind katholisch, evangelisch oder orthodox, es sind Ehepaare, Familien oder zölibatäre Schwestern und Brüder, und sie leben ihren Alltag gemeinsam. Denn sie glauben, dass die Trennung der Christen das grösste Hindernis zur Evangelisierung ist. Vor vierzig Jahren wurde in Frankreich die Gemeinschaft Chemin Neuf gegründet. Inzwischen hat sie etwa 2.000 Mitglieder in dreissig Ländern. In der Schweiz fasst sie erst Fuss, so bei den Dominikanerinnen von Bethanien in St. Niklausen OW und im Studentenhaus Salesianum in Freiburg. Kipa-Woche hat mit zwei Mitgliedern gesprochen.

Der neue Papst macht sie froh. Denn Franziskus hat bereits wenige Tage nach seiner Wahl ein Zeichen gesetzt, das ihnen aus dem Herzen spricht: Er hat jungen Strafgefangenen nach dem Vorbild Jesu die Füsse gewaschen. Das Logo der Gemeinschaft Chemin Neuf zeigt genau

Schwestern gegenüber diese dienende Haltung einzunehmen", sagt Schwester Mirjam Rombouts, die junge Länder-Verantwortliche von Chemin Neuf für die Schweiz.

Entstanden ist die Gemeinschaft 1973 in Lyon (Frankreich) aus einem Gebetskreis von sieben jungen Menschen, die sich im Haus Nr. 49 Montée Chemin Neuf trafen. Inzwischen ist die katholische Gemeinschaft mit ökumenischer Berufung in dreissig Ländern vertreten und von der katholischen Kirche anerkannt. Sie zählt etwa 2.000 zölibatäre oder verheiratete Vollmitglieder verschiedener christlicher Konfessionen in mittlerweile dreissig Ländern. Ihr Gründer und Leiter ist der französische Jesuit Laurent Fabre (*1934).

Schwester Mirjam lebt seit vergangenem Sommer bei den Dominikanerinnen von Bethanien in St. Niklausen, unweit des Flüeli-Ranft, wo der heilige Bruder Klaus einst gelebt hat. Zusammen mit zwei jungen Mitschwestern des Chemin Neuf ist sie für die Führung des Gästehauses des Klosters Bethanien verantwortlich.

Allianz

Die alternde Klostergemeinschaft und die Gemeinschaft Chemin Neuf sind eine Allianz eingegangen, die ihnen eine gegenseitige Unterstützung bei gleichzeitiger Eigenständigkeit ermöglicht. Die ersten Erfahrungen sind positiv, sagt Schwester Mirjam: "Es ist ein gemeinsames

Unterwegssein, das wirklich sehr gut läuft." Dass die erste Schwester der Gemeinschaft, die in Bethanien eintraf, eine reformierte Ungarin



Schwester Mirjam Rombouts ist Länder-Verantwortliche der Gemeinschaft Chemin Neuf für die Schweiz.

dies: ein Mensch, der einem anderen Menschen die Füsse wäscht. "Wir sind alle dazu berufen, unseren Brüdern und

Editorial

Hilfe bei der Gottsuche. – Die erste Enzyklika von Papst Franziskus trägt in vielem die Handschrift seines Vorgängers Benedikt XVI. Es sei ein "Lehrschreiben von vier Händen", sagte Franziskus wenige Tage vor der Veröffentlichung von "Lumen fidei" denn auch scherzhaft.

Das "Licht des Glaubens" liest sich in weiten Teilen tatsächlich wie ein Lehrschreiben des ehemaligen Theologie-Professors Josef Ratzinger. Noch einmal wird etwa in weiten Bögen der Zusammenhang von Glauben und Wahrheit herausgearbeitet, noch einmal das Verhältnis von Glauben und Vernunft als fruchtbare Wechselbeziehung charakterisiert. Damit greift "Lumen fidei" Themen auf, die Benedikt XVI. immer wieder zur Sprache gebracht hat.

Das letzte Kapitel des Lehrschreibens dann ist in Duktus und Thematik unverkennbar von Papst Franziskus geprägt. Das Licht des Glaubens müsse in die Welt hinausstrahlen, weil es erst dort, erst im ganz "konkreten Dienst der Gerechtigkeit, des Rechts und des Friedens", wahrhaft Licht sein könne.

Der Text, den er von seinem Vorgänger übernommen und vollendete habe, helfe Menschen, die auf der Suche nach Gott und nach einem sinnvollen Leben seien, sagte Papst Franziskus und blieb auch damit seiner Bescheidenheit treu.

Josef Bossart

Das Zitat

Heilungsschmerzen. – "Wer aufräumen will, muss erst einmal genau hinschauen und dann erst die Schlüsse ziehen. Genau das passiert im Vatikan zurzeit. Deswegen sind die Skandale, so schmerzhaft sie sind, kein neuer Korruptionssumpf, sondern Heilungsschmerzen."

Bernd Hagenkord, Redaktionsleiter von **Radio Vatikan**, kommentiert die **Vorkommnisse bei der Vatikanbank IOR (2. Juli)**. (kipa)

Johannes Paul II., Johannes XXIII. – Die beiden Päpste können demnächst heiliggesprochen werden. Papst **Franziskus** hat die Einberufung eines Konsistoriums angekündigt, das abschliessend über die Heiligsprechung befinden wird. Franziskus unterzeichnete ein Dekret, das eine Wunderheilung auf Fürbitte des seligen Johannes Paul II. bestätigt. (kipa)

Rayfran das Neves Sales. – Der zu 27 Jahren Haft verurteilte Mörder der US-amerikanischen Amazonas-Missionarin **Dorothy Stang** ist auf freiem Fuss. Nach acht Jahren Haft wurde der Mann, der den 2005 begangenen Mord gestanden hatte, in Brasilien wegen guter Führung entlassen. (kipa)

Ancilla Zahner. – Die Benediktinerin ist vom St. Galler Bischof **Markus Büchel** zur Äbtissin der Benediktinerinnenabtei St. Gallenberg Glattburg geweiht worden. Sie folgt auf **Bernarda Meile**, die nach 25 Jahren im März ihre Amtsinsignien ablegte. (kipa)

Markus Büchel. – Der Präsident der Schweizer Bischofskonferenz und Bischof von St. Gallen hat die Enzyklika "Lumen fidei" als wichtigen Beitrag zum "Jahr des Glaubens" gewürdigt. Mit ihr verfolge Papst **Franziskus** das Ziel, "die grosse Freude im Glauben zu spüren und die Weite der Horizonte, die der Glaube erschliesst, wieder wahrzunehmen". (kipa)

Charles Morerod. – Der Bischof von Lausanne-Genf-Freiburg wünscht sich, dass die Diözese traditionsgemäss wieder über zwei Weihbischöfe verfügt. Derzeit ist **Pierre Farine** einziger Weihbischof der Diözese. Das Verfahren zur Ernennung eines zweiten Weihbischofs ist letztes Jahr durch Papst **Benedikt XVI.** eröffnet worden. (kipa)

Ed Husic. – Der Amtseid des ersten muslimischen Kabinettsmitglieds in Australien auf den Koran hat Kontroversen ausgelöst. Über Facebook habe er ätzende und fanatische Kommentare erhalten, sagte der 33-jährige Politiker. In teils anonymen Kommentaren hiess es unter anderem, es sei "widerlich", dass Husic für den Amtseid "das gleiche Buch benutze wie die Terroristen von Al Kaida". (kipa)

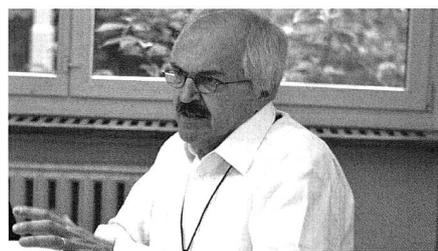
ist, sei eben "typisch Chemin Neuf". Ebenso typisch wie die Tatsache, dass derzeit dem obersten Leitungsteam der internationalen Gemeinschaft eine menonitische Pastorin mit schweizerisch-französischer Staatszugehörigkeit angehört.

Mirjam Rombouts, in einer katholischen Familie aufgewachsen, ist gelernte Kinderkrankenschwester. Vor bald drei Jahren hat sich die junge Deutsche als zölibatäre Schwester auf Lebenszeit in der Gemeinschaft Chemin Neuf engagiert. Kennengelernt hat sie Chemin Neuf bereits 1997 als Zwanzigjährige anlässlich eines internationalen Jugendfestivals der Gemeinschaft. "Das strahlte für mich eine Freude und eine Zuversicht aus, dass gemeinsames Leben und Versöhnung wirklich möglich sind, wenn sie uns von Gott geschenkt werden", erzählt sie.

Erneuerung alle drei Jahre

Der Meteorologe Francis Schubiger aus Wetzikon ZH ist so etwas wie ein Urgestein der Gemeinschaft Chemin Neuf in der Schweiz. Zusammen mit seiner Frau Cécile hat er die Gemeinschaft bereits 1991 kennengelernt, als in der Westschweiz eine Woche für Ehepaare und Familien ("Kana-Woche") durchgeführt wurde. Es folgten weitere Erfahrungen, bis das katholische Paar schliesslich 1999 der Gemeinschaft beitrug. Seither hat es sein Engagement, wie von deren Statuten vorgesehen, alle drei Jahre erneuert.

Was hat ihn bei Chemin Neuf angezogen? Francis Schubiger: "Einerseits eine Spiritualität in der ignatianischen



Francis Schubiger

Tradition, wie wir sie von den katholischen Studentenhäusern der Jesuiten in Basel und Zürich her kannten, und andererseits die Spiritualität der Charismatischen Erneuerung, die auf der Taufe im Heiligen Geist gründet." Das "ökumenische Feuer" habe ihn 1996 so richtig gepackt, als er in seiner Wohngemeinde Wetzikon für das Heilige Jahr 2000 ein grosses Fest anschob, zu dem sich die sieben Kirchen am Ort zusammenfanden: "So etwas wirkt ansteckend, wenn man sieht: Die arbeiten zusammen!"

Inzwischen helfen Francis und Cécile Schubiger tatkräftig bei Chemin Neuf mit, etwa bei der Durchführung von "Kana-Wochen" im Gästehaus des Klosters Bethanien: "Kana – eine Woche, um in der Ehe und Familie Gott zu erfahren", heisst es in der Ausschreibung. "Kana-Wochen" werden heute weltweit in fünfzig Ländern angeboten. "Ein Mann und eine Frau, die sich lieben, sind das Licht Gottes auf dieser Welt", pflegt Gründer Laurent Fabre zu sagen.

Auch in Führungsfunktionen

In der Gemeinschaft Chemin Neuf tragen Ehepaare dieselbe Verantwortung wie Zölibatäre. Auch in Führungsfunktionen: Derzeit ist in Frankreich ein verheirateter Mann Länder-Verantwortlicher. Gleichzeitig sei aber klar, dass die Familie und nicht die Gemeinschaft an erster Stelle stehe, sagt Schubiger: "Die Zelle der Familie ist sakrosankt!"

Die Kinder seien in jedem Fall frei, da das Engagement in der Gemeinschaft nur die Ehepaare betreffe, heisst es in einer Schrift des Chemin Neuf. Die Kinder seien jedoch oftmals die ersten, welche vom geistlichen Weg ihrer Eltern profitierten: "Sie sind oft frohe Zeugen dafür, dass Geschwisterlichkeit unter Menschen verschiedener Altersgruppen, Kulturen und christlicher Konfessionen möglich ist." Denn die Ehepaare leben im Prinzip in "Lebensgemeinschaft" in einem Haus der Gemeinschaft oder in "Stadtviertelgemeinschaft" (im selben Stadtviertel). In beiden Fällen verfügt jedoch jede Familie über eigene Räume, damit die Privatsphäre gewahrt bleibt.

Fraternität alle zwei Wochen

Ergänzt wird die kleine Schweizer Gemeinschaft durch eine Studentin in Genf sowie durch das Ehepaar Jean-Charles und Pascale Paté, welches seit Herbst 2012 in Freiburg die Leitung des Studentenwohnheimes Convict Salesianum innehat. Die siebenköpfige Gruppe trifft sich alle zwei Wochen zum Austausch, zur sogenannten Fraternität: "Es ist ein wichtiger Punkt unseres Engagements, dass wir über diesen Moment verfügen, an dem wir das Leben in seinen verschiedenen Dimensionen wirklich teilen", sagt Schwester Mirjam.

Man lebe zwar die Einheit, weiche gleichzeitig im Gebet dem "Schmerz der Trennung" unter Christen aber nicht aus, erklärt Schwester Mirjam: "Alle sind eingeladen, die eigene Kirchenghörigkeit weiter zu entdecken und zu vertiefen. Und gleichzeitig danken wir Gott für das, was wir bereits jetzt gemeinsam leben können." (kipa / Bilder: Barbara Ludwig)

Die "Enzyklika der vier Hände"

Von Johannes Schidelko

Rom. – Es ist die erste Enzyklika von Papst Franziskus – und zugleich die letzte von Benedikt XVI. "Lumen fidei" – Licht des Glaubens ist ein "Lehrschreiben von vier Händen", wie der neue Papst aus Argentinien es selbst scherzhaft ankündigte. Im Vorwort des 90-seitigen Dokuments bedankt er sich bei seinem Vorgänger für die Vorarbeiten, die er übernommen und durch Eigenes ergänzt habe.

"Lumen fidei" ist das mit Spannung erwartete Dokument aus dem Vatikan zum "Jahr des Glaubens". Mit dem Themenjahr will die Kirche 50 Jahre nach Eröffnung des Zweiten Vatikanums an den Elan dieser Kirchenversammlung anknüpfen. Die Kirche müsse das "Licht des Glaubens" wiedergewinnen, fordert die Enzyklika. Sie müsse den Glauben vertiefen, deutlich machen, dass er die gesamte menschliche Existenz betrifft. Sie müsse, wie das Konzil verlangte, dem Glauben neue Horizonte erschliessen, ihn weiter für den Dialog öffnen. Sie müsse Christus wieder zum Zentrum des kirchlichen und persönlichen Lebens und den Glauben in seiner Einheit unversehrte erhalten und bekennen.

Auf Verkündigung angelegt

In dem theologisch-meditativen Text präsentieren die päpstlichen Autoren die Grundlagen des Glaubens. Sie unterstreichen seine gemeinschaftliche und kirchliche Ausrichtung, machen deutlich, dass Glauben keine Privatsache ist, sondern auf Verkündigung angelegt ist. Sie verteidigen ihn gegen eine zeitgenössische Kultur, die das Gespür für Gott, seine Gegenwart und sein Handeln in der Welt verliert oder leugnet, die auf Götzen aller Art setzt und menschliche Autonomie ohne Gott anstrebt.

Der Text arbeitet den Zusammenhang von Glauben und Wahrheit heraus, das Verhältnis von Glauben und Verstehen, von Glauben und Gedächtnis. Und auch das Verhältnis von Glauben und Vernunft, die keinesfalls Widersprüche seien, sondern in einer fruchtbaren Wechselbeziehung zueinander stünden. Ein Thema, das immer wieder in Reden und Texten von Benedikt XVI. auftauchte.

Ohnehin hat der Leser den Eindruck, im grössten Teil des Lehrschreibens die Sprache und den Duktus von Benedikt XVI. zu erkennen. Die grossen geistesgeschichtlichen Linien durch die abendländische Kultur, Zitate von Kirchenvätern und modernen Autoren, aber auch

die Auseinandersetzung mit Nietzsche oder Dostojewski verweisen auf den langjährigen Theologie-Professor.

Insbesondere das letzte der vier Kapitel scheint dann stark von Franziskus mitgeprägt: Das Licht des Glaubens dürfe nicht nur das Innere der Kirche beleuchten, sondern müsse auch Konsequenzen für die zwischenmenschlichen Beziehungen haben. Der Glaube entferne den Menschen nicht von der Welt, er bereichere vielmehr das Leben und diene dem Gemeinwohl. Er müsse im "konkreten Dienst der Gerechtigkeit, des Rechts und des Friedens" stehen.

Christen müssten für Menschenwürde, für den Schutz der auf der Ehe von Mann und Frau gründenden Familie eintreten. Sie müssten sich um die Schöpfung kümmern, sich für Konfliktlösung und Frieden sowie für gerechte Regierungsformen stark machen.

Kontinuität der beiden Päpste

Die Enzyklika, die nacheinander von zwei Päpsten bearbeitet wurde, ist das erste grosse Lehrschreiben von Franziskus. Unabhängig von einer persönlichen Geste der Reverenz gegenüber dem Vorgänger unterstreicht sie die Kongruenz und die Kontinuität der beiden Personen und ihrer Pontifikate. Benedikt XVI. konnte damit noch seine grosse Tugenden-Trilogie vollenden, und den Enzykliken über Liebe und Hoffnung die über den Glauben hinzufügen.



Papst emeritus Benedikt XVI. und Papst Franziskus im Gespräch, März 2013.

Franziskus konnte wichtige Themen seines Pontifikats insbesondere zum Dienst der Kirche in der Welt ansprechen, auch wenn die Enzyklika aufgrund der Entstehung nicht seine eigene grosse Regierungserklärung geworden ist. Aber sicher kann man von ihm demnächst eine zweite Enzyklika erwarten, diesmal von "zwei Händen", vermutlich zu Sozialfragen. Ob ihr Titel dann tatsächlich "Beati pauperes" lautet – Selig sind die Armen – ist bislang nur Spekulation. (kipa / Bild: KNA)

Eingestellt. – Die ökumenische, religionspädagogische Zeitschrift *reli.* wird per Ende 2013 eingestellt. Weil die reformierte Deutschschweizerische Kirchenkonferenz Kiko ab 2014 keine finanzielle Unterstützung mehr leistet, hat der Theologische Verlag Zürich beschlossen, die Zeitschrift nicht weiter herauszugeben. (kipa)

Solidarität. – Papst Franziskus hat bei seinem Besuch auf der italienischen Insel Lampedusa "brüderliche Solidarität" mit den Flüchtlingen angemahnt, die über das Mittelmeer nach Europa kommen. Niemand fühle sich verantwortlich für die alltäglichen "Dramen" während der Überfahrt von Afrika nach Europa und für das "Blut der Brüder und Schwestern", die hierbei ums Leben kämen, sagte Franziskus am 8. Juli bei einer Messe mit Flüchtlingen und Inselbewohnern im Hafen. (kipa)

Boycott. – Christliche Dalit in Indien drohen mit einem Boycott der Parlamentswahlen 2014, wenn ihre Forderung nach sozialer Gleichberechtigung für Minderheitsreligionen nicht erfüllt wird. Sie fordern seit Jahrzehnten erfolglos ihre Einbeziehung in das Quotensystem für den Zugang von Dalits zu Schulen und Behördenjobs, das seit 1950 für Hindu-Dalits existiert. (kipa)

Ausgezeichnet I. – Die Arbeitsgemeinschaft Christlicher Kirchen in der Schweiz hat Médias-pro, dem Office protestant des Médias und dem Centre catholique de Radio et Télévision CCRT in der Westschweiz das Oecumenica-Label verliehen. Ausgezeichnet wurden die Sendungen *Juste Ciel*, *A Vue d'esprit*, *Faut pas croire*, *Dieu sait quoi* und *Hautes Fréquences*. Das Spektrum umfasse neben spezifisch ökumenisch-christlichen Themen auch den interreligiösen Dialog. (kipa)

Ausgezeichnet II. – Das Gymnasium Kloster Disentis ist mit dem "Unesco Associated Schools"-Label ausgezeichnet worden. Die Schule ist seit April Mitglied des Netzwerks der Unesco-soziierten Schulen, das heute 9.000 Schulen in 180 Ländern umfasst, davon 63 in der Schweiz. Sie bemühen sich um Umsetzung der Unesco-Ziele wie Frieden, Einhaltung der Menschenrechte, Zugang zum Wissen für alle. (kipa)

Anglikaner: Bischöfinnen zurück auf Agenda

York. – Neue Chance für anglikanische Bischöfinnen: Die Generalsynode der Kirche von England hat am 8. Juli in York eine Neufassung zur Zulassung von Frauen in das höchste Leitungsamt verabschiedet. Bis Juli oder November 2015 soll der Entwurf bearbeitet und dann endgültig abgestimmt werden. 2016 könnten dann erste Bischöfinnen eingesetzt werden.

Im November hatte sich die Synode knapp gegen eine Zulassung von Bischöfinnen ausgesprochen. Bei den Laien fehlten sechs Stimmen zur notwendigen Zweidrittelmehrheit; die Mehrheiten bei Bischöfen und Geistlichen waren deutlich.

Die Geschäftsordnung verbietet, in einer Legislaturperiode einen abgelehnten Gesetzentwurf erneut zu beraten. Dies würde eine Abstimmung über Bischöfinnen vor den Neuwahlen zur Synode im Jahr 2015 verhindern. Der jetzt eingebrachte neue Entwurf könnte jedoch noch in dieser Legislaturperiode zur Abstimmung kommen.

Ein Drittel des anglikanischen Klerus in England ist inzwischen weiblich. Die Staatskirche hatte sich Anfang der 90er Jahre mit hauchdünner Mehrheit für eine Zulassung von Frauen zum Priesteramt entschieden. Seitdem spaltet die Frage den liberalen und den konservativen Kirchenflügel. (kipa)

Bistum Basel: Gottesdienstzeit per SMS erfragen

Solothurn. – In den Basler Bistumskantonen Thurgau und Schaffhausen kann man seit 1. Juli aktuelle Gottesdienstzeiten per SMS erfahren. Der Testbetrieb läuft bis 30. November.

Bischof Felix Gmür zeigte sich begeistert: "Es ist eine wirklich gute Dienstleistung, weil sich Interessierte schnell, unkompliziert und verlässlich informieren können. Für manche Gläubige ist dieser Dienst sicher ein Gewinn. Denn die Information kommt direkt über einen modernen Kommunikationskanal, welcher auf die Mobilität der Leute Rücksicht nimmt."

Und so funktioniert es: Den Namen des Ortes oder der Kirche als SMS an eine Kurzwahlnummer senden, und in der Antwort werden die Gottesdienstzeiten des kommenden Wochenendes mitgeteilt. Dazu erhält man Angaben zur pfarreigenen Website und einen Link

auf Informationen der Pfarrei in der aktuellen Ausgabe des Pfarreiblatts "Forumkirche" der Bistumskantone Schaffhausen und Thurgau. Werden in der angefragten Kirche keine Gottesdienste am Wochenende gefeiert, werden als Alternative die Zeiten der Gottesdienste der benachbarten Pfarrei mitgeteilt.

Das Projekt "SMS-Dienst" wurde von der Redaktionskommission "Forumkirche" lanciert, die den Dienst gemeinsam mit den Firmen DFP und Chrisgn GmbH betreut. Das Projekt läuft bis zum 30. November. Nach einer Auswertung werde entschieden, ob der Dienst definitiv weiter angeboten wird. Denkbar wäre laut Bischof Gmür auch die Entwicklung eines Apps.

Hinweis: Unter der Telefonnummer +41 79 807 06 23 kann der Dienst abgefragt werden. Laut Pfarreiblatt "Forumkirche" kostet eine SMS 25 Rappen. (kipa)

Zeitstriche

Schräg. – Im Erzbistum Vaduz ist die Kirche in Schiefelage geraten, genauer gesagt der Turm der Vaduzer Kathedrale St. Florin. Der ist an seiner Spitze 30 cm aus dem Lot geraten. Dies sei aber für einen Kirchturm nicht ungewöhnlich, sagen die Fachleute.
Zeichnung: Monika Zimmermann. (kipa)



Die Zahl

40. – Der Zürcher Pfarrverein fordert eine Frauenquote von 40 Prozent in Leitungspositionen. Der evangelische Kirchenrat lehnt diese Forderung ab – Selektion nach Geschlecht sei kein Thema. Der Anteil der Frauen im Pfarramt liegt bei derzeit 38 Prozent, in Führungspositionen sind Frauen aber deutlich in der Minderheit. So sitzt im siebenköpfigen Kirchenrat keine einzige Pfarrerin, unter den Dekanen gibt es eine Frau, bei den Abteilungsleitungen ebenfalls eine, und in der Synode ist ein Viertel der 32 Pfarrpersonen weiblich. Die Situation in anderen Kantonalkirchen sei ähnlich. (kipa)

Das Zitat

Linienflug. – "Wie sehr Franziskus sich von seinen Vorgängern unterscheidet, zeigt die Tatsache, dass er die Reise nach Lampedusa ganz allein geplant hatte. Mehr noch: Er wollte auf das Dienstflugzeug der italienischen Fluglinie Alitalia verzichten und für sich und drei Begleiter einen Linienflug buchen. Letzteres wurde ihm in letzter Minute ausgedreht – aber man kann sich vorstellen, wie gross das Entsetzen im Vatikan und in Italien gewesen sein muss. Ein Papst im Flugzeug, wie ein ganz normaler Passagier! Womöglich wäre er auch noch zur Sicherheitskontrolle angetreten und hätte seine Mineralwasserflasche abgegeben. Nicht ohne, wie immer, viele Hände zu schützen und allen zu sagen: Betet für mich."

Italien-Korrespondentin Birgit Schönau im "Tages-Anzeigers" (8. Juli) zum Besuch von Papst Franziskus auf der italienischen Flüchtlingsinsel Lampedusa. (kipa)

Impressum

Redaktion dieser Ausgabe:
Andrea Krogmann, Josef Bossart
Kipa-Woche erscheint jeden Dienstag und wird von der Katholischen Internationalen Presseagentur in Zürich herausgegeben.
Kipa-Woche, Postfach 1863, 8027 Zürich
Telefon: 044 204 17 84, Fax: 044 202 49 33,
kipa@kipa-apic.ch, www.kipa-apic.ch
Abonnemente:
Telefon: 026 426 48 31, Fax: 026 426 48 30
administration@kipa-apic.ch
Jahresabonnement: Fr. 145.30 (inkl. MWST)
per E-Mail als PDF-Datei Fr. 70.35
Für Zahlungen: Post-Konto 17-337-2
Ein Nachdruck (ganz oder teilweise) in Publikationen ist honorarpflichtig und nur mit Quellenangabe möglich.



Kamil Samaan im Kreise der Clara-Schwestern.

Zwiebeln und Bildung als Stärkung

Aargauer Clara-Schwestern befragten ägyptischen Priester über seine Heimat

Von Georges Scherrer

Erlinsbach AG. – Schon wieder ein Umsturz in Ägypten. Doch die Katholiken im Land am Nil versuchen sich so gut wie möglich aus den politischen Wirren herauszuhalten, sagt Pfarrer Kamil Samaan. Er leitet ein Kinderheim in Kairo und hat kürzlich die Clara-Schwestern in ihrem Kloster Laurenzenbad besucht. Der Priester, der auf Einladung des Hilfswerks Kirche in Not kurz vor dem neuen Aufstand am Nil in der Schweiz weilte, stand den Ordensfrauen Red und Antwort. – Die Presseagentur Kipa hat mitgehört.

Die Ordensfrauen in Laurenzenbad bei Aarau bilden eine franziskanisch-beschauliche Schwesterngemeinschaft und leben nach der Regel der heiligen Clara. Sie wollen als Erstes wissen, wie viele Katholiken es in Ägypten gibt. Kamil Samaan schätzt, dass in seiner Heimat rund acht Millionen Christen verschiedener Konfessionen leben. Die Mehrheit sind Orthodoxe, welche dem koptischen, griechischen, armenischen oder syrischen Ritus angehören. Bei den

Protestanten zählt man 17 verschiedene Richtungen. Die Katholiken kommen auf 300.000 Seelen. Sie sind in sieben Riten aufgeteilt: koptisch, römisch-katholisch, griechisch-katholisch, maronitisch, syrisch-katholisch, armenisch-katholisch und chaldäisch. Kamil Samaan selber ist koptisch-katholisch.

Die Schwestern interessiert, ob die Katholiken in Ägypten auch Berufungen in die Orden haben. "Gott sei Dank, bis jetzt geht es", antwortet der Priester. "Dann schicken Sie uns ein paar", meint eine der Ordensfrauen. Das geht nicht, erklärt der Priester und weist zuerst einmal auf die Sprachbarriere hin. Deutsch könne man zwar lernen. Die Mentalität und die Einstellung zum Leben seien jedoch völlig verschieden.

In der Gesellschaft sehr aktiv

Kamil Samaan spricht ausgezeichnet deutsch. Er hat in Deutschland Bibelwissenschaften studiert und springt dort auch regelmässig für Ferienaushilfen ein. Er habe gelernt, die Pünktlichkeit und die Genauigkeit der Einheimischen zu respektieren, schmunzelt der Ägypter.

Editorial

Emanzipiert. – Hat schon jemals ein Mode-Magazin einen Papst zum Mann des Jahres erkoren? Franziskus scheint das erste Oberhaupt der römisch-katholischen Kirche zu sein, dem diese Ehre zuteil wurde. Auch in vielem anderen hebt der Argentinier sich von seinen Vorgängern ab. Schwarze statt rote Schuhe, wohnt im Gästehaus statt im Apostolischen Palast und isst, was alle Gäste in Santa Marta serviert bekommen.

Ob er wirklich einen Linienflug nach Lampedusa buchen wollte, wie in einer Schweizer Tageszeitung zu lesen war. Wer weiss? Tatsache ist, dass Franziskus bei seinem baldigen Aufenthalt am Weltjugendtag in Rio de Janeiro nicht ein Appartement im dortigen diözesanen Bildungshaus bewohnen wird, sondern nur ein Zimmer.

Mit seiner Bodenständigkeit, die er in der Öffentlichkeit ohne Scheu zeigt, hat er sich von Jahrhunderte alten Traditionen im Vatikan emanzipiert. Der Papst punktet mit Normalität. Eigentlich doch ganz normal, oder?

Andrea Moresino

Zitat

Land der Gottsuche. – "Brasilien ist ein Land, wo nach Gott gesucht wird. Die Frage, ob man glaubt oder nicht glaubt, wird gar nicht gestellt, es ist nur die Frage, an wen man glaubt oder welcher kirchlichen oder religiösen Gemeinschaft man sich zugehörig fühlt. Man ist immer wieder überrascht, wie jung die Kirche ist, wie viel Jugendliche und schwangere Frauen bei Gottesdiensten anwesend sind oder wie viel auch junge Leute einfach im Bus oder in der Metro, wenn sie Zeit haben, die Bibel lesen."

Klemens Paffhausen, Länderreferent des deutschen Lateinamerika-Hilfswerks Adveniat, im Interview mit Radio Vatikan (14. Juli) über Brasilien, wo vom 23. bis 28. Juli der katholische Weltjugendtag stattfindet, an dem auch Papst Franziskus teilnimmt. (kipa)

Christian Bühler. – Der reformierte Theologe verstärkt das Team der ökumenischen Fachstelle Religion auf dem Campus Brugg-Windisch der Fachhochschule Nordwestschweiz. Die 70-Prozent-Stelle tritt Bühler am 1. Oktober an. Zusammen mit der katholischen Theologin **Olivia Forrer** ist er für die Bereiche Beratung und Seelsorge, Aus- und Weiterbildung, Forschung und Entwicklung sowie Spirituelles und Kulturelles zuständig. (kipa)

Claudio Cimaschi-Oberti. – Der 55-jährige katholische Flughafenseelsorger und Co-Leiter des Flughafenpfarramtes in Zürich wechselt nach fast 17-jähriger Tätigkeit in die Pfarreiseelsorge. Nach eigenen Angaben wird er im Herbst neuer Pfarreibeauftragter der Pfarrei St. Antonius in Wallisellen ZH. Cimaschi, ursprünglich in der Reisebranche tätig, wurde 1997 vom damaligen Generalvikar Weihbischof Peter Henrici mit dem Aufbau der neu zu schaffenden Flughafenseelsorge betraut. (kipa)

Jean-Claude Huot. – Der ehemalige Leiter des Westschweizer Büros des Fastenopfers in Lausanne beendet auf Ende August seine Tätigkeit beim Hilfswerk. Der 54-Jährige begann 2007 als Westschweizer Sekretär des Fastenopfers und übernahm Anfang 2012 die Leitung des Bereichs "Bildung und Sensibilisierung". Ab 1. September wird Huot in der katholischen Kirche der Waadt im Bereich "Solidarität" wirken und im Rahmen der ökumenischen Seelsorge Menschen im Arbeitsalltag begleiten. (kipa / Bild: Jacques Berset)



Josef Bieger. – Der ehemalige Basler Seelsorger und frühere Präsident von "Justitia et Pax Europa" verstarb Ende Juni. Der studierte Philosoph und Theologe promovierte nach einem Zweitstudium in Soziologie. Während 18 Jahren leitete er mit einem reformierten Kollegen das Industriepfarramt beider Basel. Ab 1993 war er Gemeindeglieder in Reinach BL. Von 1997 bis zu seiner Pensionierung 2007 war Bieger Chefredaktor von "Kirche heute", dem katholischen Pfarrblatt der Nordwestschweiz. (kipa)

Grosses Lob findet der Kopte für die katholische Minderheit in Ägypten. Diese arbeite sehr effizient. In 171 Schulen unterrichtet sie 500.000 Schülerinnen und Schüler verschiedener Religionszugehörigkeit. Die meisten Schulen werden von Ordensfrauen geführt. Über 40 Schulen südlich von Kairo sind kostenlos für die Schüler. Die Katholiken sind auch sehr aktiv im Gesundheitswesen. Die Krankenstationen stehen allen Hilfesuchenden offen. Auch Entwicklungsprojekte, die unter anderem vom Hilfswerk Kirche in Not unterstützt werden, festigen den Platz der Katholiken in der ägyptischen Gesellschaft.

Seelsorge in den Familien

Die Seelsorge gestaltet sich im Nil-land vollständig anders als in Mitteleuropa, berichtet Kamil Samaan. Sie baut auf dem Hausbesuch auf. Jede Familie wird regelmässig von einem Priester oder einem Katecheten besucht, der die "geistliche Nahrung" bringt. Der persönliche Kontakt und die Teilhabe an den Sorgen der Familien sind vorrangig. Diese Besuche finden jeweils am Freitag statt, dem Festtag der Muslime. Denn dann haben die meisten Leute frei, Familien wie Katecheten.

Kamil Samaan leitete elf Jahre lang ein Theologieinstitut für Laien in Kairo, bevor er die Leitung des Kinderheims für Vollwaisen übernahm. "Vor zwei Jahren hatte ich die Freude, dass mein erstes 'Kind', eine Frau, Rechtsanwältin geworden ist. Das macht Spass", lacht der Priester."

Die Gewalt im Lande

Nun wirft eine der Ordensfrauen die Frage auf: "Man hört von Verfolgungen der Kirche." – "Die Katholiken haben eine gute Ausbildung. Sie wissen, wie man sich verhalten muss und provozieren nicht", kommt sibyllinisch die Antwort. Es besteht Erklärungsbedarf. Die Nonnen wollen mehr wissen. "Die Katholiken haben viel weniger Probleme als unsere Brüder, die Orthodoxen", erläutert der Priester. Die Ausbildung in Theologie, Sozialwissenschaft und Pädagogik für katholische Priester ist sehr anspruchsvoll. In der Orthodoxie mangle es dagegen an einer breiten Ausbildung. Deshalb komme es zu vielen Missverständnissen.

So erhielten die orthodoxen Bischöfe keine umfassende Ausbildung. In der koptisch-orthodoxen Kirche geht ein verheirateter Seelsorger in die Pfarreiarbeit. Bleibt er hingegen ledig, so muss er ins Kloster. Dort nimmt sich ein erfahrener Mönch seiner an. Die Frömmigkeit

ist wichtiger als die Ausbildung. In keinem Kloster gibt es eine theologische Schule. Aus den Klöstern rekrutieren sich jeweils die Bischöfe. Die meisten Attacken in Ägypten seien gegen orthodoxe Einrichtung gerichtet. Sehr selten würden reformierte oder katholische Einrichtungen angegriffen. Kamil Samaan ist überzeugt, dass die gute Ausbildung das Zusammenleben mit den Muslimen vereinfacht.

Minderheit passt sich an

"Aber Christen sind schon benachteiligt in der Gesellschaft, weil sie keine Muslime sind", wendet eine Schwester ein. Stimmt, sagt der Priester, es wirke sich auf die Arbeitsstellensuche aus, höhere Positionen blieben Christen meist verschlossen. Das sei schon eine Ungerechtigkeit. Die Christen passten sich den Gegebenheiten an. Die Gottesdienste werden so angelegt, dass sie nicht mit den gesellschaftlich wichtigen Zeiten kollidieren. Am Sonntag wird der Gottesdienst zeitlich so angesetzt, dass jene, die arbeiten, nicht zu spät zur Arbeit erscheinen. Eine Konzession: Jene Christen, die beim Staat angestellt sind, müssen mit ihrer Arbeit erst um zehn Uhr beginnen. Sonntags wird um neun Uhr ein zweiter Gottesdienst angeboten und zwar für jene, die nicht im Arbeitszyklus eingebunden sind.

"Das meiste in der Seelsorge geschieht bei uns zwischen Donnerstagnachmittag und Freitagabend." Dazu gehören Jugendtreffen, Tagungen, Vorträge, Hausbesuche. "Zum Glück leben die Christen nicht in eigenen Vierteln. Es ist alles gemischt, und wir leben miteinander. Die Toleranz hat etwas abgenommen. Aber es geht irgendwie."

"Wenn sich ein muslimischer Junge in ein Christenmädchen verliebt, kann es sein, dass es geraubt wird", wirft eine Schwester ein. Damit muss man leben, entgegnet der Priester und meint, es gebe auch Muslime, die konvertieren. "Es sind seltene Fälle, und die kriegen dann enorme Schwierigkeiten von Seiten ihrer Angehörigen."

Einer Ordensfrau brennt eine Frage auf den Lippen. Endlich kommt sie zu Wort: "Was isst man eigentlich in Ägypten?" "Zwiebeln. Überall tut der Ägypter Zwiebeln dran", sagt Kamil Samaan. Auf diesem heiteren Ton endet das Gespräch, und Kamil Samaan macht sich wieder auf in Richtung Heimat, wo er weiterhin in der Balance zwischen muslimischer Mehrheit und christlicher Minderheit lebt. (kipa / Bild: Georges Scherrer)

Ein starker Appell

Papst Franziskus zu Besuch auf der "Flüchtlingsinsel" Lampedusa

Von Christoph Schmidt

Lampedusa. – Schon im Vorfeld hatte diese Reise für Wirbel gesorgt. Dass Papst Franziskus seinen ersten Besuch ausserhalb Roms ausgerechnet auf die "Flüchtlingsinsel" Lampedusa unternahm, wurde allgemein als starkes Signal gewertet. Der Name des kleinen italienischen Eilands 130 Kilometer vor Tunesien steht seit Jahren als Synonym für das Elend der Bootsflüchtlinge, die auf der Fahrt von Nordafrika nach Europa ihr Leben riskieren, zu Hunderten zusammengepfercht auf kleinen Fischerbooten.

Allein in diesem Jahr landeten nach Angaben des Uno-Flüchtlingshilfswerks UNHCR rund 7.800 Personen an Italiens Küsten; 40 Menschen starben nach offiziellen Zählungen. Die Leute ertrinken, wenn die klapprigen Kähne kentern, oder verdursten, wenn sie in den Weiten des Mittelmeers die Orientierung verlieren. Wer die Strapazen übersteht, dem droht die Abschiebung.

Noch am Morgen des 8. Juli hatte die Marine 165 Migranten gerettet und auf die Insel gebracht. Doch das Drama ist in den europäischen Nachrichten längst zur Routine geworden, wie Franziskus auf Lampedusa beklagte. Die Sirenen der begleitenden Kutter heulten auf, als er kurz nach seiner Ankunft von einem Boot der Küstenwache aus einen Blumenkranz in die See warf, zum Gedenken an die vielen Todesopfer draussen vor der Küste. Rund 20.000 sollen es in den vergangenen drei Jahrzehnten gewesen sein. Danach verharrte der Papst minutenlang im Gebet. An der Hafemole von Lampedusa erwarteten Franziskus dann zahlreiche afrikanische Flüchtlinge. Lächelnd reichte Franziskus einem nach dem anderen die Hand. "Ich bete für euch, auch für diejenigen, die nicht hier sind", sagte er.

Interreligiöse Dimension

Die Begegnung hatte auch eine interreligiöse Dimension, denn die Hälfte der Migranten auf Lampedusa sind derzeit Muslime, viele kommen aus Somalia und Eritrea. Einer von ihnen sprach in einem Grusswort von den Qualen, die sie auf ihrem Weg nach Italien durchmachen mussten und von den Menschen-smugglern, denen die Migranten meist ihr gesamtes Ersparnis überlassen müs-

sen. "Wir bitten die europäischen Länder, uns zu helfen", so der junge Mann.

Mit dem Papst feierten anschliessend rund 10.000 Menschen auf dem Sportplatz am Hafen eine Messe. In seiner Predigt zollte Franziskus den Lampedusanern seinen Respekt: "Ihr gebt ein Beispiel der Solidarität. Danke." Die Ermutigung tut not, denn viele Einheimische sind erbost über den Andrang aus dem Süden. Er drückt aufs Image der kleinen Insel, die neben dem Fischfang auf den Tourismus angewiesen ist.

Keine Brüderlichkeit

In starken Worten prangerte der Papst den Umgang mit dem alltäglichen Drama im Mittelmeer an. Die heutige "Kultur des Wohlbefindens" schere sich nicht um den Schrei der anderen, lasse keinen Raum für brüderlichen Zusammenhalt. Inmitten einer "Globalisierung der Gleichgültigkeit" lebten die Men-



Papst Franziskus spricht mit Flüchtlingen im Hafen von Lampedusa

schen in einer Seifenblase. "Wir haben uns an das Leiden des anderen gewöhnt, es betrifft uns nicht, es interessiert uns nicht, es ist nicht unsere Sache." Christen dürften sich aber nicht aus der Verantwortung stehlen. Gott verlange von jedem Rechenschaft. Zwar ging Franziskus nicht direkt auf Fragen der europäischen Flüchtlingspolitik ein, aber seit langem mahnt der Vatikan eine bessere Behandlung von Armutsmigranten an.

Nur rund vier Stunden dauerte Franziskus' Reise ans Ende Europas. Sie führte ihn mitten hinein in den Brennpunkt des Wohlstandsgefälles zwischen Nord und Süd. Dass jeder päpstliche Prunk im Hafen von Lampedusa fehlte, versteht sich von selbst. Franziskus wollte einen schlichten Empfang mit kleiner Entourage, in der auch keine Politiker waren. (kipa / Bild: KNA)

Kirchensteuer. – Mit 520 Unterschriften wurde am 27. Juni die Initiative "Schluss mit Kirchensteuern für Unternehmen" der Staatskanzlei in Stans NW übergeben. In der am 1. Mai lancierten Initiative wird verlangt, dass ab 2017 der Kanton keine Zuschläge mehr auf die Ertrags- und Kapitalsteuern von Firmen für öffentlich-rechtlich anerkannte Kirchen erhebt. (kipa)

Boom. – Die von der römisch-katholischen und evangelisch-reformierten Kirche finanzierte Paarberatungsstelle der Stadt Zürich erlebt einen Boom. Im letzten Jahr wurden über 1.000 Beratungsgespräche geführt – 70 mehr als noch im Vorjahr. Grund für die gestiegene Nachfrage seien die günstigeren Preise. Die Paare zahlen nach Einkommen. Die derzeitige Wartezeit beträgt vier Wochen. (kipa)

Forschung. – Mit rund 2,7 Millionen Franken unterstützt der Aargauer Regierungsrat die Erforschung der knapp tausendjährigen Geschichte des Klosters Muri. Die Gesamtkosten für das Projekt belaufen sich auf 5,6 Millionen Franken. Bis zum Jubiläum im Jahr 2027 soll die umfassende Gesamtdarstellung der Klostergeschichte fertig sein. (kipa)

Ära. – Mit dem Rücktritt von Markus Steiner als letztem Pater an der Spitze der Stiftsschule Einsiedeln geht eine Ära zu Ende. Während elf Jahren wirkte der 66-Jährige als Rektor des Gymnasiums. Seit 173 Jahren war der Rektor immer ein Mönch des Klosters gewesen. Nun übernimmt diese Aufgabe Johannes Eichrodt, ein Laie. (kipa)

Kopftuch. – Zwei Mädchen im Kanton Thurgau dürfen mit dem Kopftuch zur Schule gehen. Dies hat am 11. Juli das Bundesgericht Lausanne entschieden. Offen bleibt jedoch die Grundsatzfrage der Zulässigkeit eines Kopftuchverbots an Schulen. Die SVP macht sich nun für Initiativen betreffend ein Burkaverbot und ein Kopftuchverbot stark. (kipa)

Ökumene. – Die ökumenische Tisch-Gemeinschaft Symbolon will am Weg der "Ökumenischen Reformation" festhalten. Sie plant 2014 ein "ökumenisches Mittsommerfest". Ende Juni war eine geplante Interzelebration mit Geistlichen verschiedener Konfessionen in Gfenn ZH geplatzt. (kipa)

Keine Chance für Einigung

Dogmatiker: Einigung mit Piusbrüdern ist "theologischer Selbstmord"

Köln. – Der Regensburger katholische Theologe Wolfgang Beinert gibt einer Einigung zwischen dem Vatikan und den traditionalistischen Piusbrüdern keine Chance. Sie wäre für beide Seiten "theologischer Selbstmord", sagte der emeritierte Professor für Dogmatik und ehemalige Assistent von Joseph Ratzinger am 10. Juli im Kölner Domradio.

"Das, was die Piusbrüder vertreten und was die Lehre des Konzils ist, zu der sich die Päpste ausnahmslos bekennen, ist diametral entgegengesetzt", sagte der Wissenschaftler. Es gebe daher nur eine Einigung, wenn einer nachgebe. "Und das würde für beide Seiten den theologischen Selbstmord bedeuten. Den kann der Papst nicht begehen und den kann auch die Piusbruderschaft nicht begehen, sonst gäbe sie sich selber auf", so Beinert weiter.

Versuch einer Einigung

Dass Benedikt XVI. der Piusbruderschaft während seiner Zeit als Papst entgegengekommen war und 2009 die Exkommunikation von vier Bischöfen aufhob, war laut Beinert der Versuch, die Einigung in der Kirche zu wahren. "Auf Grund seiner Amtsauffassung musste er eine Einigung suchen", so der Theologe. Falls es in der Zukunft zu einem endgültigen Bruch mit den Piusbrüdern kommen sollte, werde das die Gruppe schwächen, aber nicht auflösen.

"Es ist noch nie eine Sondergruppe wirklich untergegangen in der Kirchengeschichte, aber sie spielen dann eine völlig marginale Rolle und sind nicht mehr in der Lage, irgendwie das Ge-

schehen zu beeinflussen und damit dann kirchlich effizient zu werden", sagte Beinert.

Prozess zum Stillstand gekommen

Die Priesterbruderschaft St. Pius X. wurde 1969 vom französischen Erzbischof Marcel Lefebvre (1905-1991) gegründet. Sie lehnt die Reformen des Zweiten Vatikanischen Konzils (1962-1965) ab. Streitpunkte sind vor allem Liturgie, Religionsfreiheit und Ökumene. 1975 entzog Rom ihr die kirchenrechtliche Zulassung. Nach unerlaubten Priesterweihen wurde Lefebvre 1976 die Ausübung seines Bischofsamts verboten. Indem er 1988 ohne päpstliche Zustimmung vier Priester seiner Bruderschaft zu Bischö-



Priesterweihe in Ecône VS 2013

fen weihte, zogen sich alle fünf die Exkommunikation zu. Papst Benedikt XVI. hob 2009 als Versöhnungsgeste die Exkommunikation auf. Seit Ende 2009 gab es im Vatikan mehrere Gesprächsrunden mit Vertretern der Bruderschaft. Seit Frühjahr 2012 ist der Prozess offenbar zum Stillstand gekommen. (kipa / Bild: Piusbruderschaft)

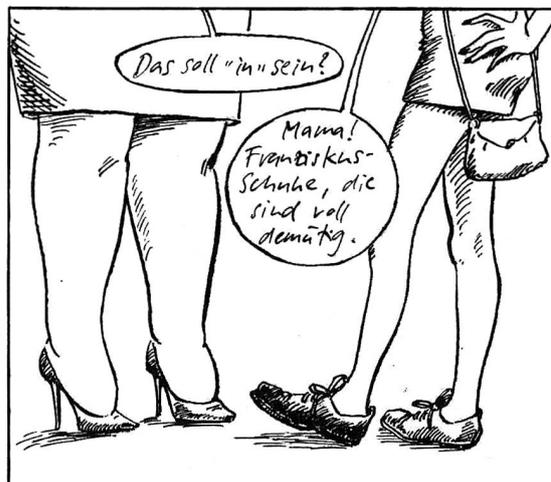
Demut in einer Ära der Eitelkeit. – Papst Franziskus ist zum Mann des Jahres gewählt worden – eines Organes, von dem man das nicht unbedingt erwartet hätte. Zwar hatte es bereits Papstsekretär Georg Gänswein auf das Cover der italienischen Ausgabe des Mode-Magazins "Vanity Fair" geschafft. Damals faszinierte allerdings auch noch ein Benedikt XVI. mit "lippenstiftroten Slippers" und "auffälligen Ringen" das Hochglanzblatt und regte zu Reflexionen über "päpstliche Fashiontrends" an. Auch der "George Clooney des Vatikans" alias Georg Gänswein gefiel, schien er doch als der Beweis dafür, dass "Schönheit keine Sünde" sein kann.

Nun krönt statt perfekten Modells und schönen Prälaten ein 76-Jähriger den "Jahrmarkt der Eitelkeiten", und einer noch dazu, der schon in den ersten Minuten seiner Amtszeit so manch gewohnter Eitelkeit ein Ende bereitet hat. Schluss mit roten Schlappen und Pelzteilchen. Stattdessen wünscht Franziskus sich seine Priester als Hirten mit Stallgeruch. Was ist so sexy an dem Mann, dass er Brad Pitt, Angelina Jolie und Marilyn Monroe vom Coverthron stösst? Lobredner Elton John formuliert es so: Franziskus sei ein Wunder der Demut in einer Ära der Eitelkeit.

Was aber heisst das für "Vanity Fair": Selbsterkenntnis, Selbstkritik oder Selbstironie? Ein neuer Trend zurück zur schlichten Einfachheit? Oder gar: Rückkehr zu den Wurzeln? Der Name stammt nämlich ursprünglich aus dem Erbauungsbuch eines baptistischen Predigers. Auf der "Pilgerreise zur seligen Ewigkeit" liess dieser seine Pilger zwingend die Stadt Eitelkeit passieren, die sie mit ihrem Jahrmarkt in Versuchung führte. **ak** (kipa)

Zeitstriche

Rot ist out. – Mit seinen schwarzen Strassenschuhen zum Schnüren setzt Papst Franziskus neue Akzente zu seiner weissen Soutane und propagiert einen neuen päpstlichen Modestil. Der emeritierte Papst Benedikt XVI. trug wie seine Vorgänger teure rote Ledermokassins vom Schuhmacher. Zeichnung von Monika Zimmermann für Kipa. (kipa)



Impressum

Redaktion dieser Ausgabe:

Andrea Moresino

Kipa-Woche erscheint jeden Dienstag und wird von der Katholischen Internationalen Presseagentur in Zürich herausgegeben.

Kipa-Woche, Postfach 1863, 8027 Zürich
Telefon: 044 204 17 84, Fax: 044 202 49 33,
kipa@kipa-apic.ch, www.kipa-apic.ch

Abonnemente:

Telefon: 026 426 48 31, Fax: 026 426 48 30
administration@kipa-apic.ch

Jahresabonnement: Fr. 145.30 (inkl. MWST)
per E-Mail als PDF-Datei Fr. 70.35

Für Zahlungen: Post-Konto 17-337-2

Ein Nachdruck (ganz oder teilweise) in Publikationen ist honorarpflichtig und nur mit Quellenangabe möglich.

HANS JONAS UND DIE BIOETHIK

Am 5. Februar 2013 jährte sich, leider ohne grosse mediale Resonanz, der Todestag des Philosophen zum 20. Mal. Sowohl die Probleme, mit denen er sich beschäftigte, als auch seine Lösungsansätze haben bis heute nichts an Aktualität eingebüsst, wie ich in dieser kleinen Hommage aufzeigen möchte.

Die fundamentale Auseinandersetzung mit der modernen Technik bildet den Hintergrund des Jonas'schen Entwurfs einer neuen, verantwortungsbasierten Ethik.¹ Sie findet zunächst auf dem Gebiet der Medizin Anwendung, genauer in den von Jonas so genannten «Techniken des Todesaufschubs» und der künstlichen Befruchtung. Im ersten Teil gehe ich auf das Lebensende, im zweiten Teil auf den Lebensanfang ein.

Das Recht auf den würdigen Tod

Jonas spricht sich für ein «Recht auf einen würdigen Tod» aus. Er versteht darunter aber nicht wie gemeinhin die Zulässigkeit des aktiven ärztlichen Eingreifens, um das Leben eines Sterbenden zu beenden, der bei Bewusstsein darum bittet. Jonas ist somit gegen eine so verstandene Euthanasie, vor allem weil er sie mit dem *Ethos* des Arztberufs für unvereinbar hält.

In welchem Sinn spricht er dann von einem «Recht zu sterben»? Für Jonas beinhaltet dieses zunächst, den eigenen, unmittelbar bevorstehenden Tod erfahren zu können. Dem Sterbenden muss ermöglicht werden, dem Tod ins Gesicht schauen zu können, wenn er für ihn Wirklichkeit wird – und ihm auf je eigene Art und Weise zu begegnen, weil der Tod keine Schmäherung des Lebens ist, sondern zum Leben gehört.

Jonas schreibt: «Etwas vom Geiste des katholischen Sterbesakraments ist hier in die ärztliche Ethik übersetzbar: Der Arzt sollte bereit sein, den wesentlichen Sinn des Todes für das endliche Leben zu ehren (entgegen seiner modernen Entwürdigung zu einem unnennbaren Missgeschick), und einem Mitsterblichen nicht sein Vorrecht versagen, zum heranahenden Ende in ein Verhältnis zu treten – es sich auf seine Weise anzueignen, sei es in Ergebung, Versöhnung oder Auflehnung, jedenfalls aber in der Würde des Wissens.»²

Die Würde, von der Jonas hier spricht, ist kein normativer Begriff («eine Angelegenheit im Felde nicht des Tuns, sondern des Seins»), sondern der weltliche Begriff für etwas Religiöses, das im Katholizismus seinen Ausdruck im Sakrament der «letzten Ölung» gefunden hat.³ Freilich wird damit das bioethische Problem der Euthanasie nicht gelöst. Es ist jedoch bezeichnend, dass Jonas seine Überlegungen mit diesen Gedanken beginnt.

Wenn er, wie gesagt, nicht für die Euthanasie eintritt, bedeutet das nicht, dass er dem Patienten das Recht abspricht, über sein Leben zu verfügen: «Es ist offenbar etwas anderes, einen hoffnungslos Kranken und Leidenden dazu zu zwingen, sich weiterhin einer Erhaltungstherapie zu unterziehen, die ihm ein Leben erkaufte, das er nicht des Lebens wert erachtet. Niemand hat das Recht, geschweige die Pflicht, dies jemandem in lang hingezogener Verneinung der Selbstbestimmung aufzuzwingen.»⁴ Hier taucht implizit eine andere Bedeutung von «Würde» auf, nicht mehr eine ontologische, sondern eine normative.

Die Entscheidungsfreiheit des Patienten muss respektiert werden. Ohne seine freie und bewusst geäußerte Zustimmung darf keine medizinische Behandlung an ihm erfolgen, auch wenn dies tödliche Konsequenzen hätte. Aus dem bereits erwähnten Grund darf der Arzt aber den Tod eines Patienten nicht direkt herbeiführen. Wie wäre es aber, wenn der Patient nicht mehr bei Bewusstsein wäre und dieses endgültig nicht mehr wiedererlangen könnte?

Der Degradierung ein Ende setzen

In diesem Fall hält Jonas den Abbruch der medizinischen Behandlung für gerechtfertigt: Einen Patienten, welcher sein Bewusstsein definitiv verloren hat, sterben zu lassen, bedeutet nur, der «Degradierung» ein Ende zu setzen, welcher ihn das «aufgezwungene Fortbestehen» aussetzt.⁵ Um das zu bewahren, was eine Person einmal war – was heute durch die technischen Mittel der Medizin und den aufgeschobenen Tod vernebelt zu werden droht –, hält Jonas einen Behandlungsabbruch nicht nur für zulässig, sondern sogar für geboten.

Damit geht er noch über das hinaus, was schon Papst Pius XII. in seiner berühmten und m. E. noch aktuellen Ansprache an Anästhesisten geäußert hat.⁶ Auch wenn der Begriff nicht ausdrücklich erwähnt wird, wird hier die Würde als unbedingtes Prinzip verstanden, das über der Selbstbestimmung, ja sogar über dem Leben steht. Wenn das Weiterleben eines Patienten objektiv entwürdigend erscheint, zwingt uns gerade jene Idee von Menschlichkeit, ihn sterben zu lassen.

Diese Überlegung ist sicherlich von allgemeiner Tragweite (und könnte vielleicht auch auf Fälle von dauerhaftem Wachkoma und von Neugeborenen mit schweren Missbildungen ausgedehnt werden). Im zitierten Abschnitt bezieht sich Jonas aber ausdrücklich nur auf den klinischen Zustand des so genannten «Hirntodes». Bekanntlich war Jonas der erste bedeutende Kritiker dieser Neudefinition des Todes. Er war gegen diese neue Methode, den Tod auf Basis neurologischer Kriterien zu definieren, weil

BIOETHIK

Prof. Dr. Paolo Becchi
ist Ordinarius für Rechts-
und Staatsphilosophie an der
Universität Luzern und für
Rechtsphilosophie an der
Universität Genua.

¹ Vgl. H. Jonas: Das Prinzip Verantwortung. Versuch einer Ethik für die technologische Zivilisation. Frankfurt a. M. 1979.

² H. Jonas: Technik, Medizin und Ethik. Zur Praxis des Prinzips Verantwortung. Frankfurt a. M. 1985, 253.

³ Freilich ist dieses Sakrament seit dem Zweiten Vatikanischen Konzil als «Krankensalbung» nicht mehr nur für die Sterbenden, sondern für alle Kranken bestimmt. Dies kommt aber einer Erweiterung gleich: «Wenn schon das Sakrament der Krankensalbung denen gewährt wird, die an schweren Krankheiten und Schwächen leiden, dann erst recht denen, die im Begriff sind, aus diesem Leben zu scheiden» (Katechismus der Katholischen Kirche, Nr. 1523).

⁴ Jonas, Technik, Medizin und Ethik (wie Anm. 2), 247.
⁵ Ebd., 258.

⁶ Vgl. Pius XII.: Risposte ad alcuni importanti quesiti sulla rianimazione, in: Pio XII: Discorsi ai medici. Roma 1959, 608–618.

er sie für *ad hoc* ausgedacht hielt: zur Rechtfertigung der bestehenden Praxis der Organentnahme an Patienten, welche zwar in eine «Zwielichtzone» zwischen Leben und Tod eingetreten, aber noch nicht tot sind.

Als Jonas seine Kritik erstmals formulierte, war die neue Definition gerade erst eingeführt worden, und so war seine Position sofort *against the stream* (was er umgehend erkannte und seinen Beitrag so betitelte). Nach 40 Jahren ist ein Grossteil dieser Kritik von der Wissenschaftsgemeinschaft im Prinzip aufgenommen worden, auch wenn sie nicht aufhört, die Gültigkeit des neurologischen Todeskriteriums in der öffentlichen Meinung zu verbreiten, weil die Transplantationstätigkeit auf ihm beruht.⁷

Jonas bemerkte zutreffend: «Die Feigheit der modernen Säkulargesellschaft, die vom Tode als dem unbedingten Übel zurückschreckt, braucht die Versicherung (oder Fiktion), dass er schon eingetreten sei, wenn die Entscheidung zu treffen ist.» So vergisst man jedoch, «dass der Tod seine eigene Richtigkeit und Würde haben kann und der Mensch ein Recht darauf, dass man ihn sterben lässt.»⁸

Organentnahme an Hirntoten

Hier kehrt das bereits ausgemachte Motiv wieder: der Respekt der Würde des Todes im Gegensatz zu dem, was wir heute als «lebensverlängernde Massnahmen» bezeichnen. Aber warum ist Jonas – obwohl er in diesem Fall den Behandlungsabbruch für zulässig, ja sogar für geboten hält – gleichzeitig dezidiert gegen die Organentnahme in diesem Stadium? Wenn der Patient in diesem Zustand noch lebt, dann tötet ihn gerade die Organentnahme: Die menschliche Abscheu dem Töten gegenüber und die Gesetzgebung müssten die Organentnahme bei schlagendem Herzen eigentlich verbieten.

Jonas ist sich durchaus bewusst, dass der «Hirntote» bereits in den Sterbeprozess eingetreten ist und dass man die Tötung eines Sterbewilligen nicht auf die gleiche Stufe stellen darf wie den Eingriff zur Organentnahme an einem Hirntoten. Trotzdem hält er einen Körper im irreversiblen Koma für unverletzbar, und dessen Unverletzlichkeit «gebietet, dass er nicht als blosses Mittel benutzt wird». Hier wird der Begriff der Würde wieder anders gebraucht, nämlich in der Tradition Kants und dessen Formulierung des kategorischen Imperativs. Demnach sollen wir die eigene Person und diejenige jedes anderen «jederzeit (...) als Zweck, niemals bloss als Mittel»⁹ behandeln. Auch wenn mit der Rettung anderer Patienten einem vornehmen Zweck gedient würde, behandelte man den Hirntoten als Mittel und verletzte deshalb dessen Würde.

Diese Konsequenz scheint unwiderlegbar zu sein. Aber vielleicht ist sie es doch. Sicherlich wird der Organspender auf den ersten Blick gleichsam «verdinglicht». Wenn sich jedoch der damit ver-

folgte Zweck mit dem Willen des Patienten decken würde, dann wäre er nicht mehr das schiere Mittel, sondern würde sich selbst des verfolgten Zwecks bemächtigen. Was sonst eine «Verdinglichung» wäre, vermöchte das Ende eines Menschenlebens in die Hoffnung für ein anderes zu wandeln.

Entgegen dem gemeinhin Gedachten setzte sich Jonas nicht nur mit dem Einfluss der Technologie auf die Probleme am Lebensende, sondern auch mit der künstlichen Befruchtung auseinander. Deren Technologien sind für ihn, wie wir sehen werden, vor allem im Hinblick auf die Eugenetik von Bedeutung. Aber so viel vorweg: Wer bei Jonas Gedanken zur moralischen Stellung des Embryos und dessen Würde erwartet, wird enttäuscht.

Über die künstliche Befruchtung

So gross die Bedeutung der Würde bei Jonas' Gedanken zum Lebensende war, so klein scheint sie bei seinen Gedanken zum Lebensanfang zu sein. Wohlverstanden bedeutet dies nicht, dass man mit Embryonen alles machen darf, was man will. Aber Jonas' Argumentation geht nicht vom Embryo aus, sondern fragt zunächst nach dem Charakter des Rechts, das einem zeugungsunfähigen Paar zusteht, welches sich für die künstliche Befruchtung entscheidet.

Es handelt sich für Jonas um ein eher «schwaches» Recht, das nur auf die Befriedigung eines Wunsches hin gerichtet ist. Auch wenn der Kinderwunsch durchaus legitim ist und wir ihn sogar zu den unverzichtbaren Rechten jedes Menschen zählen wollten, könnte von diesem Recht nicht unbeschränkt Gebrauch gemacht werden, da es immer gegen andere, in gleicher Weise unveräusserliche Rechte abzuwägen wäre.

Beispielsweise lehnt Jonas die heterologe Insemination ab, geht sie doch damit einher, dem zu zeugenden Kind «das natürliche Recht zu nehmen, um seine Herkunft zu wissen».¹⁰ Auch die Surrogat-schwangerschaft ist für ihn – ausser in Ausnahmefällen – unzulässig, weil eine Schwangere ein natürliches Recht sowohl auf die Kontrolle der laufenden Schwangerschaft als auch auf das Kind hat. Jonas' Aufmerksamkeit gilt im Besonderen den im Labor durchgeführten Befruchtungstechniken, die überzählige Embryonen hervorbringen. Hier geht es um die Frage nach deren Tiefgefrierung und die Möglichkeit, den Embryo vor der Einpflanzung zu untersuchen, um ihn im Fall von Defekten zu vernichten.

Doch Jonas scheint diesen Problemen nicht bis auf den Grund nachzugehen: Bei der Erzeugung überzähliger Embryonen handelt es sich ihm zufolge um «ein gänzlich neues, abgründiges und sittlich so vexierendes Problem, dass man es fast um jeden Preis vermeiden soll». Gar für «widriger» hält er es, Embryonen einzufrieren.¹¹ Noch lakonischer gibt er sich bezüglich der pränatalen Diagnostik: «Dazu

⁷ Vgl. dazu P. Becchi: *Morte cerebrale e trapianto di organi*. Brescia 2008.

⁸ Jonas, *Technik, Medizin und Ethik* (wie Anm. 2), 235 f.

⁹ I. Kant: *Grundlegung zur Metaphysik der Sitten* (1785), zitiert aus: I. Kant: *Werke in sechs Bänden*. Hrsg. von W. Weischedel. Darmstadt 1956, Bd. IV, 61.

¹⁰ Vgl. H. Jonas: *Philosophische Untersuchungen und metaphysische Vermutungen*. Frankfurt a. M. 1992, 159.

¹¹ Vgl. ebd., 157–158.

wäre viel zu sagen, aber meine Zeit läuft ab».¹² Jonas beschränkt sich auf die Feststellung, dass bei der künstlichen Befruchtung, wo es um den Schutz von Wünschen geht, diese nicht notwendigerweise alle befriedigt werden müssen: «Weit besser ist's, die Last der Kreatürlichkeit zu tragen, der Erfüllung mancher Sehnsucht zu entsagen, als solcher möglichen Erfüllung Heiliges zu opfern, womit ausser mit ihrer Macht die Menschenart das Natursein übersteigt.»¹³

Somit ist weder von der Würde noch von deren ontologischen bzw. deontologischen Gehalten die Rede. In den letzten Zeilen seines Beitrages versucht Jonas aber, auf den Begriff des Heiligen Bezug zu nehmen. Jener kommt – in engem Zusammenhang mit der Menschenwürde – dort ins Spiel, wo das Problem der Manipulation bei gentechnischen Eingriffen in das menschliche Genom aufgeworfen wird. Auch in diesem Zusammenhang ist Jonas' Haltung differenzierter und weniger «fundamentalistisch», als man auf den ersten Blick hätte vermuten können.

Die nähere Betrachtung dieses Aspekts lässt uns noch mehr dazu sagen, wie sich Jonas zur künstlichen Fortpflanzung stellt. Man könnte eine Analogie herstellen zwischen (als zulässig erachteter) passiver Sterbehilfe und (abgelehnter) aktiver Sterbehilfe auf der einen Seite sowie (weitgehend zuzulassender) negativer Eugenetik und (kategorisch abgelehnter) positiver Eugenetik auf der anderen. Die erstgenannte Form der Eugenetik zielt auf die Erhaltung des menschlichen Erbguts, während die zweite dessen Perfektionierung oder gar die Schöpfung eines neuen, post-humanen Wesens anstrebt: John Harris spricht von einem neuen Stamm, der aus der Verwendung von biologischem Material der gegenwärtigen Spezies entsteht.¹⁴ Statt bei diesem Punkt zu verweilen, möchte ich näher auf die «negative oder vorbeugende Eugenik» eingehen, konzentriert sich doch die heutige bioethische Diskussion (die futurologischen Stimmen ausgenommen) auf diese.¹⁵

Positive und negative Eugenetik

Zweifelsohne hatte die Technik der künstlichen Befruchtung der Eugenetik entscheidenden Auftrieb verschafft. Insofern sich die Eugenetik aber auf die Prävention schwerer Erbkrankheiten beschränkt und sich nicht dem schieren Fortschritt verschreibt, scheint Jonas ihrer Zulässigkeit nicht abgeneigt zu sein. Wenn es dank dieser Technologie möglich ist, gesunde Kinder auf die Welt zu bringen, weshalb sollte man dann kranke Kinder zeugen? Abstrakt betrachtet eine rhetorische Frage. Es besteht aber das konkrete Problem, dass ausgerechnet der Einsatz dieser Technologie eine Selektion von Embryonen bedingt. Das wäre noch nicht der Fall, wenn der Träger einer Erbkrankheit auf eigene Nachkommen verzichten sollte, um die Krankheit nicht wei-

terzugeben. Hier bewegten wir uns noch ganz im Bereich der Präventivmedizin: Nach einer ärztlichen Beratung würde darauf verzichtet, ein Kind auf die Welt zu bringen, um ihm ein unglückliches Leben zu ersparen. Die Entscheidung würde immer noch im Voraus gefällt, wenn also das betroffene Individuum nur hypothetisch existiert. Deshalb könnte auch keines seiner Rechte verletzt werden. Vielmehr könnte man fragen, ob Eltern die Rechte ihres Kindes nicht verletzen, wenn sie es trotz absehbaren Gesundheitsschäden auf die Welt brächten.

Die Diskussion ändert sich aber mit dem Aufkommen der pränatalen Diagnostik, welche es erlaubt, Embryonen mit Gendefekten auszusondern und sich auf Basis des durchgeführten *screenings* für eine Abtreibung zu entscheiden oder aber – bei der künstlichen Befruchtung – nicht zur Einpflanzung des *in vitro* befruchteten Eis zu schreiten. Dies wäre zwar keine Abtreibung, würde aber zum gleichen Resultat führen, nämlich zur Beendigung eines Menschenlebens, wenn auch in dessen primitivstem Entwicklungsstadium.

Jonas zufolge (der nur vom ersten der gerade erwähnten Fälle ausgeht) würde bereits hier – fast unbemerkt – ein Schritt von der negativen Eugenetik hin zur perfektionierenden Eugenetik getan, was aber auf die Zulässigkeitsfrage keinen praktischen Einfluss haben soll: Jonas geht realistischerweise von der gesellschaftlichen und rechtlichen Situation aus, dass der Schwangerschaftsabbruch heute der freien Entscheidung der Frau anheimgestellt ist. Ohne sich in diesem Zusammenhang wertend über diese Frage zu äussern, hält es Jonas vor deren Hintergrund für schwerlich bestreitbar, dass eine Frau, die durch pränatales *screening* Kenntnis von der Krankheit ihres ungeborenen Kindes hat, abtreiben darf.

Welche Gendefekte erlauben eine Abtreibung?

Hier eröffnet sich folgendes Problem: Welche Gendefekte oder welche Krankheiten sind schwer genug, um eine Abtreibung – auch moralisch – zu rechtfertigen? Wir betreten ein Feld, auf welchem sich keine klaren Grenzen ziehen lassen, was sich aber aufdrängen würde. Demgegenüber scheint Jonas nur eine Unterscheidung zu machen, nämlich zwischen negativer Eugenetik (welche den Erhalt der Spezies bezweckt, indem sie diese vor bestimmten Krankheiten schützt), und positiver Eugenetik (welche die Spezies zu perfektionieren versucht).

Im Wesentlichen akzeptiert er die erste und lehnt die zweite ab. Sicherlich sind die Übergänge bisweilen fließend. Aber wie es im Fall der Euthanasie möglich ist, zwischen Erlaubtem (sterben lassen) und Unerlaubtem (töten) zu unterscheiden, so können – auch wenn eine Grauzone weiterbesteht – in gleicher Weise Eingriffe für die Gesundheit

¹²Vgl. ebd., 164.

¹³Vgl. ebd., 167.

¹⁴Vgl. J. Harris: *Wonderwoman & Superman. The Ethics of Human Biotechnology*. Oxford 1992.

¹⁵Jonas, *Technik, Medizin und Ethik* (wie Anm. 2), 162 ff.

BIOETHIK

des Ungeborenen und Eingriffe mit ambitionierterem Charakter auseinandergehalten werden.

Aus dem Gesagten sollte klar werden, dass Jonas keineswegs gegen die Anwendung pränataler Diagnoseverfahren ist, die unausgesprochen eine Selektionsfolge haben – sofern dies nur der Prävention schwerer Krankheiten dient. Man kann davon ausgehen, dass er sich zur umstrittenen Präimplantationsdiagnostik, wo die Selektion der Embryonen *in vitro* erfolgt, analog geäußert hätte.

Die Zustimmung zu einem begrenzten Einsatz dieser Verfahren stünde jedenfalls mit seiner allgemeinen Haltung zur pränatalen Diagnostik im Einklang. Wäre es eine erstaunliche Folgerung, dass Jonas sich in den Fragestellungen rund um das Lebensende «konservativ» äussert, aber bezüglich des Lebensanfangs «liberale» Positionen einnimmt? Doch diese Etikettierungen sind irreführend: Wir sollten uns vielmehr fragen, was Jonas dazu bringt, sich zur Eugenetik hin zu öffnen, wenn sie ausschliesslich dem Schutz vor Gendefekten dient. M. E. liegt dies daran, dass er den Embryo als solchen niemals als Träger der menschlichen Würde betrachtet.

Der Embryo hat für ihn zwar das «Recht auf Leben», aber dieses Recht ist – wie jedes andere – nicht absolut und unantastbar. Nur die Würde ist ein Prinzip, das jeder Abwägung entzogen ist, aber eben die Schutzwirkung dieses Prinzips kommt dem Embryo als solchem nicht zu. Bekanntlich beruht in der gegenwärtigen bioethischen Debatte ein Grossteil der Kritik an der Präimplantationsdiagnostik auf dem Vorwurf, sie verletze das Prinzip der Menschenwürde. Es scheint mir aber nicht möglich, eine solche – möglicherweise auch berechnete – Argumentation unter Berufung auf Jonas zu rechtfertigen, auch wenn namhafte Interpreten wie Dietrich Böhler dies taten.¹⁶ Aus einer Formulierung von Jonas geht hervor, was erlaubt ist: «Verhütung von Unglück allein (...), kein Probieren neuartigen Glückes».¹⁷

So sehr Jonas für bestimmte Formen präventiver Eugenetik Verständnis zeigt, so dezidiert feindlich steht er jeglicher Form von positiver, perfektionierender oder sogar kreationistischer Eugenetik gegenüber.¹⁸ Noch heute ist seine grundlegende Kritik des reproduktiven Klonens aktuell. Freilich würde letzteres, wenn es die menschliche Einzigartigkeit replizieren möchte, der gegenwärtigen Spezies noch Tribut zollen. Das grosse Risiko liegt für Jonas in der kreationistischen Eugenetik, die dem Menschen zumuten will, das Schicksal der Schöpfung in die eigenen Hände zu nehmen und so vom Geschöpf zum Schöpfer zu werden.

Der Mensch als Ebenbild Gottes

Der grosse Traum der Gentechnologie – der zum unendlichen Albtraum mutieren kann – ist die Schöp-

fung eines neuen, beinahe unsterblichen Stammes, durch direkten Eingriff in das Erbgut der bestehenden Spezies. Somit könnte der Mensch nicht nur seine äussere Erscheinung verbessern, sondern sich ein vollkommen neues Antlitz geben. Gegen diese keineswegs utopische Vorstellung zieht Jonas ins Feld. Er erinnert an sein grundlegendes ontologisches Prinzip («*dass* eine Menschheit sei»),¹⁹ führt aber auch rein deontologische Argumente an, wie zum Beispiel: «Taten an anderen, für die man diesen nicht Rechenschaft zu stehen braucht, sind unrecht.»²⁰

Doch noch nicht genug: Jonas geht davon aus, dass von dieser Problematik die «Kategorie des Heiligen» nicht ferngehalten werden kann. Und diese verbindet sich untrennbar mit der Vorstellung des als «Ebenbild Gottes» geschaffenen Menschen, die uns nach wie vor Ehrfurcht gebietet. Es ist die Unantastbarkeit dieser transzendenten Vorstellung, welche die Grundlage der *dignitas* bildet. Wir sollen den Menschen nicht unsterblich werden lassen, sondern so leben, dass es lohnen würde, unsterblich zu sein.

Gerade dieses Festhalten an der Auffassung des Menschen als «Ebenbild Gottes», die in Jonas' Arbeiten immer wieder in Erscheinung tritt, führt zu einer grundsätzlicheren Überlegung, mit der ich schliessen möchte. Für viele Interpreten ist der Jonas'sche Versuch, eine Verantwortungsethik zu entwickeln, völlig unabhängig von der Religion. Kurz und gut: keine Vermischung von Glaube und Vernunft. Demgemäss wären einige seiner Arbeiten zu theologischen Themen wie «Der Gottesbegriff nach Auschwitz» (1968 auf Englisch, 1984 revidierte Fassung auf Deutsch) oder «Materie, Geist und Schöpfung» (1988) ohne Einfluss auf seinen grundlegenden Ethischen Diskurs geblieben – und somit allenfalls Spuren einer spekulativen Theologie. Aber vielleicht müsste man diesen Spuren ein wenig mehr Aufmerksamkeit schenken.

Ethik und Ontologie als Verbündete der Theologie

In der Tat durchdringt jene theologische Dimension, die mit seiner Zugehörigkeit zum Judentum zusammenhängt, auch das rein ethische Denken von Jonas. Sie ist nicht etwa dessen Ergebnis, sondern vielmehr dessen Ausgangspunkt, wie ein Aufsatz aus dem Jahr 1968 schön zeigt.²¹ Demnach müssen sich Ethik und Ontologie mit der Theologie verbünden, wenn sie versuchen wollen, das Fortschreiten der Wüste aufzuhalten.

Und so scheint es, dass der Mensch nicht ohne Gott auskommen kann. Wohlbemerkt nicht im fatalistischen Sinne des späten Heidegger und dessen «nur noch ein Gott kann uns retten»,²² vielmehr in jenem höchst originellen Sinn, wonach es nicht Gott ist, der uns helfen kann, sondern wir es heute sind, die ihm helfen müssen.

Paolo Becchi

¹⁶Vgl. D. Böhler: Ethik der Zukunfts- und Lebensverantwortung. Zweiter

Teil: Orientierung aus dem Dialog. Warum sich Präimplantationsdiagnostik und Embryonen «verbrauchende» Forschung sich nicht verantworten lassen, in: Orientierung und Verantwortung: Begegnungen und Auseinandersetzungen mit Hans Jonas. Hrsg. v. D. Böhler und J. P. Brune. Würzburg 2004, 369–401.

¹⁷Jonas, Technik, Medizin und Ethik (wie Anm. 2), 201. Vgl. auch S. 219: «Der menschliche Zustand ruft dauernd nach Verbesserung. Versuchen wir zu verhüten, zu lindern und zu heilen. Aber versuchen wir nicht, an der Wurzel unseres Daseins, am Ursitz seines Geheimnisses, Schöpfer zu sein.»

¹⁸Ebd., 162–203.

¹⁹Jonas, Das Prinzip Verantwortung (wie Anm. 1), 91.

²⁰Jonas, Technik, Medizin und Ethik (wie Anm. 2), 200.

²¹Vgl. H. Jonas: Contemporary Problems in Ethics from a Jewish Perspective (1968), nun in: H. Jonas: Philosophical Essays. From Ancient Creed to Technological Man. Englewood Cliffs NJ 1974, 168–182.

²²So der Titel des bekannten Interviews, das Heidegger dem «Spiegel» 1966 gab, auf seinen Wunsch aber erst nach seinem Tod publiziert wurde, in: Der Spiegel, Nr. 23, 31. Mai 1976, 193–219.

AMTLICHER TEIL

ALLE BISTÜMER

Licht für die Welt

Der Präsident der Schweizer Bischofskonferenz, Bischof Markus Büchel, über die Enzyklika «Lumen fidei»

Die heute in Rom von Papst Franziskus vorgelegte Enzyklika «Lumen fidei» ist ein wichtiger Beitrag für das gegenwärtige «Jahr des Glaubens». Mit seinem Schreiben verfolgt er dasselbe Ziel wie das Jahr des Glaubens, nämlich, wie es Franziskus formuliert, «die grosse Freude im Glauben zu spüren und die Weite der Horizonte, die der Glaube erschliesst, wieder wahrzunehmen».

Die Enzyklika fügt sich zudem in das 50-Jahr-Jubiläum des Zweiten Vatikanischen Konzils ein. In der Schweiz wird dieses Jubiläum mit einer dreijährigen Zeit der Vergewärtigung des Konzils, einem Triennium von 2012 bis 2015, begangen, das unter dem Leitmotiv «den Glauben entdecken» steht. Konzilsjubiläum, Glaubensjahr und neue Enzyklika stehen in einem engen inneren Zusammenhang.

Gleich zu Anfang seiner Enzyklika erläutert Papst Franziskus, dass mit dem «Licht des Glaubens» («lumen fidei») die Tradition der Kirche das grosse Geschenk bezeichnet, das Jesus Christus gebracht hat. Dieser sagt im Johannesevangelium über sich selbst: «Ich bin das Licht, das in die Welt gekommen ist, damit jeder, der an mich glaubt, nicht in der Finsternis bleibt» (Joh 12,46).

Die Enzyklika über den Glauben versteht sich als Ergänzung zu dem, was Papst Benedikt XVI. in den Enzykliken über die Liebe und die Hoffnung geschrieben hat. Wie Franziskus in der Einleitung zu «Lumen fidei» erklärt, hatte sein Amtsvorgänger eine erste Fassung der Enzyklika über den Glauben schon nahezu fertiggestellt. Er habe die wertvolle Arbeit übernommen und den Text durch einige weitere Beiträge ergänzt. Weshalb die Konzentration auf die Frage des Glaubens sowohl im Konzilsjubiläum als auch im Glaubensjahr und in der ersten Enzyklika des neuen Papstes? Papst Franziskus erklärt, dass «die Kirche den Glauben niemals als etwas Selbstverständliches voraussetzt, sondern weiss, dass dieses Geschenk genährt und gestärkt werden muss, damit es weiterhin ihren Weg lenkt».

Und er hält ausserdem fest, dass dank seiner Verbindung mit der Liebe «das Licht des Glaubens sich in den konkreten Dienst der Gerechtigkeit, des Rechts und des Friedens stellt». Ja, noch mehr: «Der Glaube ist ein

Gut für alle, er ist ein Gemeingut; sein Licht erleuchtet nicht nur das Innere der Kirche, noch dient er allein der Errichtung einer ewigen Stadt im Jenseits; er hilft uns, unsere Gesellschaften so aufzubauen, dass sie einer Zukunft voll Hoffnung entgegengehen.»

St. Gallen, 5. Juli 2013

+ Markus Büchel, Bischof von St. Gallen, Präsident der Schweizer Bischofskonferenz

Anmerkung der Redaktion: Die Enzyklika «Lumen fidei» ist auf der SKZ-Homepage www.kirchenzeitung.ch unter der SKZ-Nr. 31-32/2013 aufgeschaltet.

BISTÜMER DER DEUTSCHSPRACHIGEN SCHWEIZ

Informationen zur St. Michaelsvereinigung Dozwil

Mitglieder der St. Michaelsvereinigung Dozwil bzw. ihre zwei sogenannten Priester Willy Bolliger und Thomas Graber fragen immer wieder in römisch-katholischen Pfarreien um Benützung von Kirchen oder Kapellen für Beerdigungen, Hochzeiten oder andere kirchliche Funktionen an.

Die Vereinigung nennt sich in einigen Publikationen auch «Freie katholische St. Michaelskirche». Ebenso werden ihre «Priester» als katholische Priester angegeben.

Das Bischöfliche Ordinariat Basel hat sich bereits 1976 (SKZ 144 [1976], Nr. 31-32, 472f.) dazu geäussert. Auch die Deutschschweizerische Ordinarienkonferenz hat sich mehrfach zu dieser Vereinigung geäussert (SKZ 154 [1989], Nr. 43, 660 und SKZ 178 [2010], Nr. 13-14, 278).

Ebenso hat die Schweizer Bischofskonferenz 2011 in ihrem Dekret über die «Zulassung anderer Religionen, Konfessionen oder religiöser Gruppierungen, der Priesterbruderschaft Pius X. und von «Freien Theologen» zu den römisch-katholischen Kirchen und Kapellen» klar Stellung bezogen. Die Bischöfe von Basel und St. Gallen haben dies als Dekret für ihre Bistümer am 1. Februar 2012 erlassen (SKZ 180 [2012], Nr. 7-8, 124).

Die DOK unterstreicht nochmals: Es ist verboten, römisch-katholische Kir-

chenräume der St. Michaelsvereinigung zur Verfügung zu stellen.

Ein gottesdienstliches Zusammenwirken mit Personen aus dieser Vereinigung ist für römisch-katholisch Seelsorgerinnen und Seelsorger verboten, auch wenn sich die Herren Bolliger und Graber Priester nennen.

Eine Anhängerschaft zur St. Michaelsvereinigung ist mit der Gliedschaft in der römisch-katholischen Kirche nicht vereinbar.

Zürich, 5. Juli 2013

Generalvikar Martin Kopp, Präsident DOK

Communiqué der 164. Sitzung der DOK vom 18. Juni 2013

Einmal mehr bildeten Finanzierungsfragen das Hauptgewicht der DOK-Sitzung vom 18. Juni in der Pfarrei St. Josef. Die rückläufigen finanziellen Mittel auch auf Deutschschweizer Ebene verlangen Umstrukturierungen und verstärkte Zusammenarbeit aller mitfinanzierten Institutionen mit dem Ziel, Doppelspurigkeiten zu vermeiden und schlankere Strukturen zu schaffen.

Das Projekt Bildungsangebot Deutschschweiz hat eine weitere Hürde genommen. Die DOK erteilte der Arbeitsgruppe den Auftrag zur Weiterarbeit und gab grünes Licht für die Suche einer Projektleitung und einer externen Projektbegleitung.

Auch die jugendpastoralen Stellen der Deutschschweiz befinden sich in einem Strategieprozess, durch den vermehrt Synergien genutzt werden sollen.

Ein effektiver Aufsteller an der 164. DOK-Sitzung war die Vorstellung des Kartensets «24 Aufsteller für die Familie», das von der Interessengemeinschaft Partnerschaft-Ehe-Familien-Pastoral herausgegeben wurde. Dieses Produkt eignet sich bestens für die Familien-, Jugend- und Kinderarbeit und ist sicher ein willkommenes Geschenk für Eltern von Täuflingen.

Die DOK empfiehlt die Bestellung über www.24aufsteller.ch

Bei der Behandlung der verschiedenen Themen machten sich unter anderem unterschiedliche Auffassungen zur Aufgabe der Kirche in der heutigen Gesellschaft wie auch zum Verhältnis von Staat und Kirche bemerkbar.

Zürich, 19. Juni 2013

Generalvikar Martin Kopp, Präsident DOK

Vierwochenkurs ab 2014 im Priesterseminar Chur

Der «Vierwochenkurs» der DOK wird ab 2014 im Priesterseminar St. Luzi in Chur durchgeführt werden. Dies beschloss der Lenkungsausschuss Vierwochenkurs der DOK.

Seit 2012 findet diese Fortbildung für alle Deutschschweizer Theologinnen und Theologen, welche 10, 20 oder 30 Jahre in der Seelsorge tätig waren, im Lassalle-Haus, Bad Schönbrunn, statt, nachdem sie bis 2011 zirka 40 Jahre lang im Priesterseminar St. Beat, Luzern, domiziliert war.

Von diesen Ortswechsellern wird die Leitung des Kurses ebenso wenig beeinflusst wie die Struktur oder seine konzeptionelle und inhaltliche Ausrichtung. So wird nach wie vor die erste spirituelle Woche in einem eigenen Tagungshaus stattfinden.

Die Leitung des Priesterseminars Chur und der Hochschule (THC) freuen sich auf die neuen Dreiwochengäste.

Bernd Kopp, Kursleiter

BISTUM BASEL

Ernennungen in die Leitung der Dekanate Fricktal und Zug

Dekanat Fricktal

Der Bischof von Basel, Mgr. Dr. Felix Gmür, hat auf Vorschlag der Dekanatsversammlung und nach Rücksprache mit dem Bischofsvikariat St. Urs *Florian Piller* (Rheinfelden [AG]) zum Dekan des Dekanats Fricktal für den Rest der Amtsperiode 2010–2014 ernannt. Diese Ernennung erfolgt gemäss Dekret vom 17. Mai 2013 auf den 1. August 2013.

Dekanat Zug

Der Bischof von Basel, Mgr. Dr. Felix Gmür, hat auf Vorschlag der Dekanatsversammlung und nach Rücksprache mit dem Bischofsvikariat St. Viktor *Alfredo Sacchi* (Zug) zum Dekan des Dekanats Zug für den Rest der Amtsperiode 2010–2014 ernannt. Diese Ernennung erfolgt gemäss Dekret vom 24. Juni 2013 auf den 1. August 2013.

Dr. Markus Thürig, Generalvikar

Im Herrn verschieden

Dr. Josef Bieger-Hänggi, Binningen (BL)
Der am 27. Juni 2013 Verstorbene wurde am 10. November 1942 in Rorschach (SG) geboren. Nach seinem Theologiestudium arbeitete er von 1971 bis 1974 als Seelsorger in der Pfarrei Pratteln-Augst (BL). Als Leiter des Pfarramtes für Industrie und Wirtschaft in Basel war er von 1975 bis 1993 tätig. Von 1993 bis 1997 war er Pastoralassistent und anschliessend Gemeindeleiter ad interim in der Pfarrei St. Nikolaus Reinach (BL). Anschliessend übernahm er bis 2007 die redaktionelle Verantwortung

für das Pfarrblatt «Kirche heute». Zudem war er von 2001 bis 2003 Dekanatsleiter des Dekanats Leimental und von 2004 bis 2005 Europäischer Präsident der *Justitia et Pax*. Seinen Lebensabend verbrachte er in Binningen (BL). Der Beerdigungsgottesdienst fand am 2. Juli 2013 in der Pfarrkirche Heilig Kreuz Binningen (BL) statt.

BISTUM CHUR

Ernennungen

Diözesanbischof Dr. Vitus Huonder ernannte:

Laurentius Bayer zum Kaplan/Missionar in solidum sowie Moderator der *Unità Pastorale Amt-Limmattal* mit Sitz in Dietikon;

Klaus Meyer zum Pfarrer für die Pfarreien Herz Jesu und St. Urban in Winterthur im Seelsorgeraum Herz Jesu-St. Urban;

P. Roque Placido Rebelo SCI zum Kaplan/Missionar der *Unità Pastorale Zürichsee/Oberland* mit Sitz in Stäfa;

Claudius Josef Wollek zum Pfarrer der Personalpfarrei *Maria Immaculata* für die ausserordentliche Form des Römischen Ritus mit Sitz in Oberarth und für das Gebiet der Urschweiz;

Urs-Peter Casutt zum Pfarradministrator der Pfarrei *Hl. Adelrich* in Freienbach und des Pfarr-Rektorats *Hl. Meinrad* in Pfäffikon (SZ);

Artur W. Czastkiewicz zum Pfarradministrator der Pfarrei *Herz Jesu* in Zürich-Wiedikon.

Missio canonica

Diözesanbischof Dr. Vitus Huonder erteilte die bischöfliche Beauftragung (*missio canonica*) an:

Sarah Berlinger-Böhm als Pastoralassistentin in der Pfarrei *Hl. Felix und Regula* in Thalwil;

Ines Bolthausen als Pastoralassistentin in der Pfarrei *St. Josef* in Winterthur Töss;

Jacqueline Bruggisser als Pastoralassistentin in der Pfarrei *Hl. Laurentius* in Dallenwil im Seelsorgeraum Engelbergertal;

Joachim Cavicchini als Pastoralassistent in den Pfarreien *Hl. Verena* in Wollerau und *Hl. Anna* in Schindellegi im Seelsorgeraum Berg;

Nadja A. Eigenmann-Winter als Pastoralassistentin am *See-Spital* in Horgen;

Bernardette Peterer als Pastoralassistentin in den Pfarreien *Hl. Josef* in Glattfelden, *Hl. Judas Thaddäus* in Eglisau und *Hl. Maria Magdalena* in Rafz;

Kurt Steiner als Pastoralassistent in der Pfarrei *Hl. Martin* in Birmensdorf und im

Pfarr-Rektorat *Hl. Michael* in Uitikon Waldegg.

Erika Arnold als Religionspädagogin in den Pfarreien *St. Martin* und *Bruder Klaus* im Seelsorgeraum Altdorf;

Nicoleta Balint als Religionspädagogin in der Pfarrei *Hl. Peter und Paul* in Bürglen;

Anja Beroud als Religionspädagogin in der Pfarrei *Hl. Christophorus* in Niederhasli;

Gabriela M. Bollhalder-Merkel als Religionspädagogin in der Pfarrei *Hl. Michael* in Dietlikon;

Alexandra Frei als Religionspädagogin in den Pfarreien *St. Marien* und *St. Peter und Paul* in Winterthur;

Johanna Hirzel-Dieng als Religionspädagogin in der Pfarrei *Hl. Franziskus* in Wetzikon;

Felix Koch als Religionspädagoge in der Pfarrei *Hl. Maria Magdalena* in Alpnach;

Felix Marti als Religionspädagoge in den Pfarreien *Hl. Josef* in Glattfelden, *Hl. Judas Thaddäus* in Eglisau und *St. Josef* in Winterthur;

Rita Ming als Religionspädagogin in der Pfarrei *Hl. Fridolin* in Glarus.

Chur, 11. Juli 2013

Bischöfliche Kanzlei

BISTUM ST. GALLEN

Äbtissinnenweihe im Kloster St. Gallenberg Glattburg

Im März dieses Jahres legte die Äbtissin des Klosters St. Gallenberg, Sr. M. Bernarda Meile, nach 25 Jahren ihre Amtsinsignien ab. Im April wählte die Gemeinschaft Sr. M. Ancilla Zahner als Nachfolgerin. Am Sonntag, 7. Juli 2013, feierte die Gemeinschaft mit vielen Gästen die Äbtissinnenweihe mit Bischof Markus Büchel. Die Klosterkirche war zu klein für die grosse Festgemeinde, die bis hinaus in den Pfortenbereich den Gottesdienst zumindest am Lautsprecher mitverfolgte. Sr. M. Ancilla Zahner erklärte vor dem Bischof ihre Bereitschaft zum Dienst in der Ordensgemeinschaft und in der Kirche. Sie versprach, durch ihr Beispiel den Schwestern den Weg zu zeigen und den Überlieferungen des Benediktiner-Ordens treu zu bleiben. Gemeinsam mit der neuen Äbtissin beteten die Gläubigen die Allerheiligenlitanei. Sie lag währenddessen ausgestreckt mit dem Gesicht zum Boden, was in der Liturgie die Hingabe zu Gott veranschaulicht. Zum Schluss des Weiherituals erhielt Sr. M. Ancilla Zahner von Bischof Markus Büchel die Benediktsregel, den Ring der Äbtissin sowie den Hirtenstab. Nun ging sie zurück in die Reihe der Mitschwestern für Friedensgruss, für Umarmungen und Segenswünsche.

Altarweihe in Libingen

Am Samstag, 29. Juni 2013, hat Bischof Markus Büchel den Altar der frisch renovierten Galluskirche von Libingen im Toggenburg geweiht. In seiner Predigt hielt der Bischof fest, dass es Mut und Finanzen brauche, um eine so umfassende Kirchenrenovation anzugehen. Rund 2,5 Millionen Franken kostete die Renovation, die grossteils durch den katholischen Konfessionsteil im Kanton St. Gallen finanziert wurde. «Ich bin überzeugt, dass viele Menschen an diesem Ort aus der Begegnung mit Gott Kraft schöpfen werden», sagte Bischof Markus Büchel im Festgottesdienst. Der Altar sei der heiligste Ort im Dorf. Er stehe auf zwölf Säulen in Anlehnung an die zwölf Apostel. In den Altar wurde ein Glasgefäss mit einer Reliquie des heiligen Gallus eingelegt.

ORDEN UND KONGREGATIONEN

Im Herrn verschieden

P. Franz Reichmuth SMB

Geboren am 20. April 1935, wuchs Franz Reichmuth in Schwyz auf, wo er sowohl die Primarschule wie auch das Kollegium besuchte. Nach dem Studium der Pharmazie entschied er sich, der Missionsgesellschaft Bethlehem beizutreten, und wurde 1960 deren Mitglied. 1965 empfing er die Priesterweihe.

In Simbabwe, dem damaligen Rhodesien, war er auf verschiedenen Missionsstationen der Diözese Gweru (Gwelu) tätig. 1986 kehrte er aus gesundheitlichen Gründen in die Schweiz zurück und übernahm verschiedene Aufgaben im Missionshaus, wo er sich am besten aufgehoben fühlte. Am 15. April 2013 verstarb er unerwartet in seinem Zimmer und wurde am 19. April 2013 auf dem Friedhof der Gemeinschaft in Immensee beerdigt.

Br. Andreas Wettstein SMB

Geboren am 20. Februar 1961, wuchs Andreas Wettstein in Laufenburg (AG) auf. Nach der Matura am Gymnasium in Immensee studierte er Theologie in Freiburg i.Ü. und Jerusalem. 1990 schloss er sich der Missionsgesellschaft an und war zunächst als Religionslehrer am Gymnasium in Immensee tätig. 1993 reiste er nach Peru aus, wo er in Callao und Chaviña in der Gemeindegeseelsorge arbeitete. In der seelsorgerlichen Arbeit mit Gefangenen verspürte er die Notwendigkeit, sich entsprechend weiterzubilden. Nach dem Besuch von entsprechenden Kursen in Bern und Buenos Aires wirkte er von 2003 bis 2013 in der Gefangenenseelsorge in Huancayo und Huanuco in Peru. Zur Teilnahme am Generalkapitel 2013 der Missionsgesellschaft wurde er als Delegierter gewählt und nahm daran teil. Nach dessen Abschluss ist er am 16. Juni 2013 in Immensee völlig unerwartet verschieden. Am 22. Juni 2013 fanden im Missionshaus in Immensee der Gedenkgottesdienst und die Urnenbeisetzung statt.

Röm.-kath. Kirchgemeinde St. Josef, 8810 Horgen

Wir suchen für unsere grosse und lebendige Pfarrei am Zürichsee auf den 1. September 2013 oder nach Vereinbarung

Diakon und/oder Pastoralassistenten/-innen (total 160%)

Ihr Aufgabengebiet umfasst

- Mitarbeit in der Liturgie und Seelsorge
- Leitung des Katecheseteams
- Leitung der Ministrantengruppe
- Mitarbeit bei der Firmvorbereitung (Firmung ab 17)
- Mitarbeit bei der Erstkommunionvorbereitung
- Mitarbeit in den Pfarreigremien
- Mitarbeit im Bereich Ökumene

Wir erwarten von Ihnen

- Abgeschlossenes Theologiestudium und vorzugsweise absolvierten Pastorkurs
- Freude an der Arbeit mit Kindern und Jugendlichen
- Positive und aufgestellte Persönlichkeit

Wir bieten Ihnen

- Einen attraktiven Arbeits- und Wohnort
- Zeitgemässe Anstellungsbedingungen gemäss Anstellungsordnung der röm.-kath. Körperschaft des Kantons Zürich
- Eine aufgeschlossene und engagierte Pfarrei

Weitere Auskünfte erteilt Ihnen gerne

unser Pfarrer Jaroslaw J. Jakus, Tel. 044 727 31 11

Wir freuen uns auf Ihre schriftliche Bewerbung. Bitte senden Sie diese an:

Frau Dorothee Garrido, Personalverantwortliche der röm.-kath. Kirchgemeinde Horgen, Burghaldenstrasse 5, 8810 Horgen, oder per Mail an: d.garrido@kath-horgen.ch

BUCH

.....

GOTT

Ina Praetorius: Ich glaube an Gott und so weiter ... Eine Auslegung des Glaubensbekenntnisses. (Gütersloher Verlagshaus) Gütersloh 2011, 191 S. «Vielleicht hatten die Menschen, die das Apostolicum geschrieben haben, noch Jesu versöhnte Got-

tesliebe im Sinn. Später aber ging der wesentliche Unterschied zwischen den verschiedenen männlichen Bezeichnungen für DAS GEHEIMNIS weitgehend verloren» (S. 52). Ina Praetorius findet den Weg, von diesem Geheimnis in ungewohnt froher, von persönlicher Entwicklung geprägter Sprache und hoffnungsvoll zu reden. Sie legt dabei keineswegs einseitig den Akzent darauf, in weiblichen Bezeichnungen zu reden, sondern

bringt in Wörtern, Bildern und Sätzen, die voll von täglichem Leben sind, die Kraft des Gottes, der «das ewige Dabeisein» ist, nahe. Dass diese Auslegung gelingt, verdankt die Autorin sowohl ihren Eltern, ihrer Tante, ihrer Schwester, ihrer Tochter, Literaten wie Max Frisch, Theologen wie Otmar Keel als auch einer grossen Schar von Menschen, denen sie für ihr «Dasein» dankt. Dadurch wird spürbar, dass Glaube aus Gemeinschaft entsteht und ins

Gemeinsame hineinführt. Das Buch bekommt dadurch Leben, dass auch Persönlichstes in die Erklärungen einfließt, wie die Erfahrung, ins Badezimmer eingeschlossen zu werden, wenn von dem zu reden ist, der «kommen wird zu richten die Lebenden und die Toten» oder von den Schmerzen der Wehen, wenn sie auf den Heiligen Geist vertraut, der es «schon richten» wird. – Ein Text voll Leben und gläubiger Bodenständigkeit! *Alois Kurmann*

Autorin und Autoren dieser Nummer

Dr. Winfried Bader
Leopoldweg 1d, 6210 Sursee
winfried.bader@pfarrei-sursee.ch
Prof. Dr. Paolo Becchi
Universität Luzern
Postfach 4466, 6002 Luzern
paolo.becchi@unilu.ch
P. Dr. Alois Kurmann OSB
Kloster, 8840 Einsiedeln
al.kurmann@bluewin.ch
Dr. Simone Rosenkranz
Eichmattstrasse 23, 6005 Luzern
simone.rosenkranz@zhbluzern.ch
Regens Dr. Thomas Ruckstuhl
Priesterseminar St. Beat
Adligenswilerstrasse 15
6006 Luzern
Thomas.Ruckstuhl@stbeat.ch
Dr. Alois Steiner
Kreuzbühlweg 22, 6045 Meggen

Schweizerische Kirchenzeitung

Fachzeitschrift für Theologie und Seelsorge / Amtliches Organ der Bistümer Basel, Chur, St. Gallen, Lausanne-Genf-Freiburg und Sitten

Redaktion

Maihofstrasse 76
Postfach, 6002 Luzern
Telefon 041 429 53 27
E-Mail skzredaktion@lzmedien.ch
www.kirchenzeitung.ch

Redaktionsleiter

Dr. Urban Fink-Wagner EMBA

Redaktionskommission

Prof. Dr. Adrian Loretan (Luzern)
P. Dr. Berchtold Müller (Engelberg)
Pfr. Heinz Angehrn (Abtwil)

Herausgeberin

Deutschscheizerische
Ordinarienkonferenz (DOK)

Herausgeberkommission

GV Dr. Markus Thürig (Solothurn)
Pfr. Luzius Huber (Wädenswil)
Pfr. Dr. P. Victor Buner (Amden)

Stellen-Inserate

Telefon 041 767 79 03
Telefax 041 767 79 11
E-Mail skzinserte@lzfachverlag.ch

Kommerzielle Inserate

Telefon 041 370 38 83
Telefax 041 370 80 83
E-Mail hj.ottenbacher@gmx.net

Abonnemente

Telefon 041 767 79 10
E-Mail skzabo@lzfachverlag.ch

Abonnementspreise

Jährlich Schweiz: Fr. 153.–
Ausland zuzüglich Versandkosten
Studentenabo Schweiz: Fr. 89.–
Ausland zuzüglich Versandkosten
Einzelnnummer: Fr. 3.–
zuzüglich Versandkosten

Nachdruck nur mit Genehmigung der Redaktion.

*Nicht angeforderte Besprechungsexemplare werden nicht zurückgesandt.
Redaktionsschluss und Schluss der Inseratenannahme: Freitag der Vorwoche, 12.00 Uhr.*

Kipa-Woche als SKZ-Beilage

Redaktionelle Verantwortung:
Redaktion Kipa, Bederstrasse 76
Postfach, 8027 Zürich
E-Mail kipa@kipa-apic.ch



KATHOLISCHE PFARRGEMEINDE JOHANNES XXIII
GREIFENSEE | NÄNIKON | WERRIKON

**Katholisches Pfarr-Rektorat Johannes XXIII Greifensee-Nänikon-Werrikon**

Für unsere kleine, lebendige Pfarrei Johannes XXIII suchen wir auf Anfang Dezember 2013 oder nach Vereinbarung einen/eine

**Pastoralassistentin/
Pastoralassistenten als
Pfarreibeauftragte(r)
(90%-100%)****Ihr Aufgabengebiet umfasst:**

- Leitung und Organisation des Pfarreilebens
- Repräsentation
- Pfarreiseelsorge und Liturgie
- Leitung des Firmwegs (Firmung ab 17)

Anforderungen:

- Mehrjährige erfolgreiche Tätigkeit in der Pfarreiseelsorge
- Freude am Umgang mit Jugendlichen und an Seelsorge, Liturgie
- initiatives, selbstständiges Arbeiten
- Teamfähigkeit und Kontaktfähigkeit
- ein eigener gelebter Glaube

Wir bieten:

- eine offene, engagierte und selbstbewusste Pfarrei, die sich dem Geist des 2. Vatikanums verpflichtet weiss
- kollegiale Arbeitsatmosphäre im Team
- vielseitiges Aufgabengebiet und Freiraum für kreatives Arbeiten

Die Anstellungsbedingungen richten sich nach der Anstellungsordnung der Römisch-katholischen Körperschaft des Kantons Zürich.

Fühlen Sie sich angesprochen? Weitere Auskünfte erteilt Ihnen gerne Maria Kolek Braun, gegenwärtige Pfarreibeauftragte, Tel. 044 940 89 57. Ihre vollständige Bewerbung richten Sie an: Maria Kolek Braun, Pfarreiverantwortliche, Kath. Pfarramt Johannes XXIII, Im Städtli 13, 8606 Greifensee

Kopie an Patrick Mock, Personalverantwortlicher Kirchenpflege, Katholische Kirchengemeinde Uster, Neuwiesenstrasse 17a, 8610 Uster

1488

AZA 6002 LUZERN

8702 / 84

Abtei

Kloster

8840 Einsiedeln

SKZ 29-30 18. 7. 2013



KleinFilm
Pfarrrei-Werbfilme
ab Fr. 800.–
Filmdossiers
Filmprojekte
mit Jugendlichen
lic. theol. Christoph Klein
071 750 06 24
www.KleinFilm.jimdo.com